1,60 DM / Band 181
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Totenchor der Ghouls

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Totenchor der Ghouls

John Sinclair Nr. 181

von Jason Dark

erschienen am 22.12.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Totenchor der Ghouls

Die Nachricht ging von Ghoul zu Ghoul!

Xorron wird bald erwachen. Unser Herr und Meister kommt. Bereiten wir ihm einen würdigen Empfang.

Die Ghouls flüsterten es sich zu. In finsteren Grüften, alten Friedhöfen, Höhlen und Verstecken horchten sie auf. Endlich war es soweit. Und sie schickten Botschafter aus, um alle zu sammeln, denn sie wollten sich vereinen. Zum Totenchor der Ghouls!

Er war ein Überbleibsel, ein Rest, ein Vergessener. Aber er war da und lebte.

Ja, leben, das zählte. Auch für einen Ghoul, vielleicht besonders für ihn, da er sich ja von den Toten ernährte. Lange hatte er keine Nahrung mehr bekommen, aber er starb trotzdem nicht und trocknete auch nicht aus. Er hatte vorgesorgt. In einer anderen Dimension, aus der er stammte, hatte es genügend Nahrung für ihn gegeben, um eine Art Winterschlaf halten zu können.

Nun war der Schlaf vorbei, er war erwacht – und mit ihm der Hunger. Vor einer frühzeitigen Entdeckung hatte er sich gut geschützt, denn er war durch einen Abfluß geschlüpft und hatte in einer kleinen, feuchten Mulde unter dem Haus Deckung gefunden.

So vergingen Wochen und Monate.

Und dann, als der lange Schlaf vorbei war, da brauchte er seine Nahrung.

Zuerst waren es Ratten. Sie kamen von selbst, denn sie merkten, daß hier irgend etwas war. Dann schlichen sie auf ihn zu, beäugten ihn neugierig und waren völlig überrascht, wenn seine schleimige Pranke vorstieß und sie packte.

Dreimal schlug der Ghoul die Ratten auf den Boden. Dann fraß er sie auf.

Wie spitze Messer waren seine Zähne. Und es machte ihm besonderen Spaß, denn diese Ratten hier waren nicht menschengroß wie die in Asmodinas Reich, wo er einmal gelebt hatte. Da waren die Ratten stärker als die wenigen Ghouls. Er und seine Artgenossen hatten sich immer vor ihnen zurückziehen müssen.

Doch nicht nur in einer anderen Dimension gab es sie. Auch auf der Erde lebten die Ghouls. Versteckt in Grüften, Gräbern, auf alten Friedhöfen und in Ruinen. Vielleicht gelang es ihm, mit seinen Brüdern Kontakt aufzunehmen. Dann war er nicht allein, denn er fühlte sich in dieser Welt unsicher.

Ja, er mußte andere treffen, doch dann durfte er nicht hier hockenbleiben. Er mußte raus aus seinem Loch, in dem er schon Monate hockte.

Oben hatte sich etwas verändert, das spürte er deutlich. Es war längst nicht mehr so kalt wie zuvor. Die Sonne schien, Wärme hatte sich ausgebreitet, da war Leben, da waren Menschen.

Auf die kam es ihm an. Sie waren für ihn wichtig, nicht die Ratten oder anderes Kleingetier. Er mußte Menschen haben, und er würde sie bekommen. Noch einmal tötete er zwei Ratten. Die Knochen spie er aus. Es klang hohl, als die winzigen Gebeine aus seinem Maul kollerten und neben der Mulde auf den feucht glänzenden Steinen liegenblieben. Als kleine Erinnerung, als Rest. Sie würden mit der Zeit völlig verbleichen.

Dann ging er.
Er schob sich vor, hinterließ eine Schleimspur und große Tropfen, die sich rasch wieder vereinigten und von seiner starken Erregung zeugten.
Über ihm befanden sich ein Haus und ein Garten. Die Menschen, die dort wohnten, waren seine Feinde. Sie waren überhaupt Feinde der Dämonen, und deshalb mußte er vorsichtig sein. Sicher hatten sie ihn vergessen. Nach so langer Zeit dachte wohl kaum jemand an einen Ghoul irgendwo tief unter der Erde.
Aber er würde sich in Erinnerung rufen, das stand jetzt schon fest.
Den Namen der Menschen wußte er nicht. Er hätte ihm auch nicht viel gesagt, denn über ihm, in einem Bungalow, wohnte die Familie Conolly.
Eine Frau, ein Mann und ein Kind…

***

»Will Mallmann hätte auch erst morgen kommen können«, sagte Sheila Conolly ein wenig vorwurfsvoll und schaute zu, wie ihr Mann in sein Jackett schlüpfte. »Jetzt muß ich den Rasen allein mähen.«
Bill hob die Schultern. »Es ist nun mal Zufall, Sheila. Er hat sich entschlossen, ein paar Tage Urlaub zu machen, und die wollen wir ihm gönnen. Außerdem: Wo sollte der gute Will hin? Er hat seine Frau verloren, steht ziemlich allein auf der Welt, und seine guten Freunde wohnen nun mal in London.«
Sheila lächelte. »Ich habe es auch nicht böse gemeint.«
»Das weiß ich ja. Außerdem wollte Will zu John, aber der treibt sich mit Suko in der Grafschaft Kent herum, wie Shao uns sagte. So hole ich Will Mallmann eben ab.«
»Ob er denn heute abend wieder hier ist?« fragte Sheila.
Bill nickte. »Davon bin ich überzeugt. Jedenfalls habe ich mit Glenda Perkins gesprochen. John hat angerufen. Er würde gegen Abend eintreffen. Dann soll er sofort zu uns kommen. Zudem weiß Shao Bescheid.«
»John wird sich freuen, wenn er Will hier sieht.«
»Das bestimmt. Und ohne einen Fall am Hals zu haben. Ohne Dämonen, finstere Mächte und Geister. Das ist doch mal was – oder nicht?«
Sheila wiegte den Kopf. »Gebranntes Kind scheut das Feuer. So ganz traue ich dem Frieden nicht.«
Bill schaute seine Frau an. Sie trug ein buntes Sommerkleid und darüber eine Schürze, weil sie ein wenig im Garten gearbeitet hatte.
»Du bist mißtrauischer geworden als ich, meine Liebe«, stellte er fest.
»Das bleibt ja nicht aus«, erwiderte sie.
»Ich habe übrigens einen Hellseher befragt«, meinte Bill grinsend. »Er

hat mir aus der Hand gelesen und erzählt, daß uns keine Dämonen stören werden.«

»Dein Wort in Gottes Gehörgang.«

Der Reporter schaute auf seine Uhr. »Verflixt, jetzt hätten wir uns bald verquatscht. Wenn ich mich nicht beeile, komme ich noch zu spät. Und ausgerechnet dann, wo die Welt in Ordnung ist. Kein Fluglotsenstreik, kein Nebel oder schlechtes Wetter.« Er hauchte Sheila einen Kuß auf die Lippen und reckte sich auf die Zehenspitzen. »Wo ist denn der Kleine?«

»Johnny spielt im Garten.«

»Dann bestelle ihm schöne Grüße.«

»Du kannst ihn ja mitnehmen.«

Bill schüttelte den Kopf. »Weißt du, wie der aussieht? Den müßtest du erst waschen und umziehen, Sheila, und soviel Zeit habe ich nicht. Ich bin sowieso fast zu spät dran.« Er winkte seiner Frau noch einmal zu und ging zur Tür.

Sheila begleitete ihn. Den Porsche hatte der Reporter bereits aus der Garage gefahren. Er stand auf dem schmalen Weg. Bill faltete sich in den Schalensitz und startete.

Der satte Sound schwang durch den Vorgarten, als der Reporter zum Tor hinunterfuhr.

Sheila wartete so lange, bis ihr Mann nicht mehr zu sehen war.

Sie ging dann zurück ins Haus.

Johnny war nicht zu sehen. Bei diesem herrlichen Spätsommerwetter spielte er sicher irgendwo im Garten. Die Conollys hatten ihm einen kleinen Sandkasten eingerichtet, in dem er des öfteren hockte.

Sheila fand ihn auch diesmal hier und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Es gibt Kinder, die machen sich nicht schmutzig, dann gibt es welche, die machen sich schmutzig, und dann gibt es noch welche wie Johnny. Die übertreffen alle.

Nicht, daß Johnny nur voller Sand gewesen wäre, das wäre noch zu ertragen. Nein, er hatte sich auch von irgendwoher Wasser besorgt, den Sand damit angefeuchtet und sich den Matsch dann über den Kopf gekippt. Dementsprechend sah er auch aus.

Und er lachte.

»Was hast du denn gemacht?« fragte Sheila und schaute gleichzeitig zur Seite, wo ein Mädchen, das in Johnnys Alter war und im Sand saß, aus großen Augen die blondhaarige Frau und ihren Jungen beobachtete. Das Mädchen hieß Sandra und war bei einer Nachbarin zu Besuch. Sie spielte immer mit Johnny, und sie hatte ihre kleine Katze bei sich, die sich an die Beine des Mädchens geschmiegt hatte und sich von ihm streicheln ließ.

»Ich habe nur gespielt«, beschwerte sich Johnny.

Sheila mußte lachen. »Das sehe ich wirklich. Du hast nur gespielt.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, wie kann man sich nur so schmutzig machen. Schau dir Sandra an, die ist sauber.«

»Sie ist ja auch ein Mädchen!« Richtig abfällig sagte der kleine Johnny das und warf seiner Freundin einen bitterbösen Blick zu.

Sheila wandte sich an Sandra. »Willst du noch bleiben?«

Die Kleine nickte heftig. Sie hatte pechschwarze Haare und große, dunkle Augen.

»Gut, mein kleiner Schatz. Dann warte so lange hier. Johnny muß erst unter die Dusche. Dann kommt er zurück.«

Als der Kleine Dusche hörte, da reagierte er sofort. Alles, was mit Wasser und Reinigung zusammenhing, war ihm suspekt. Er startete wie ein Rennläufer und war schneller als seine Mutter. Sheila wollte noch nach ihm schnappen, doch sie griff ins Leere. Johnny war schon entwischt.

»Warte, dich kriege ich!« rief Sheila und rannte hinter dem Kleinen her.

Auch die Katze lief los. Sie überholte Sheila und schnitt Johnny sogar den Weg ab.

Er schlug Haken wie ein Hase, lief um Sträucher und kleine Bäume herum, aber letzten Endes blieb seine Mutter doch Sieger. Sie schnappte ihn sich dicht am Zaun. Da halfen kein Zetern, kein Strampeln und kein Schreien, er mußte unter die Dusche.

Die Katze trottete wieder zurück. Für sie war das Spiel beendet, und geschmeidig glitt sie unter einen Busch, wo sie hockenblieb und alles beobachtete.

Sheila brachte Johnny ins Haus.

»Ich will aber nicht gewaschen werden!« zeterte der Kleine, doch da traf er bei seiner Mutter auf taube Ohren. Sheila brachte ihn in die Dusche.

Es war die für Gäste. Zuvor hatte aber Sheila ihren Sohn draußen ausgezogen. Den Sand wollte sie nicht mit ins Haus schleppen.

Johnny hatte keine Chance, dem Wasser zu entgehen. Lauwarm schoß es aus der Brausetasse, und der Kleine wurde erst einmal eingeseift. Dabei wollte er immer wieder entwischen. Seine Mutter hatte inzwischen Routine bekommen. Sie hielt ihn so fest, daß er auch eingeseift nicht entkommen konnte.

Johnny wurde zweiter Sieger, und es machte ihm sogar Spaß, unter die Dusche zu hüpfen.

Noch ein zweites Mal seifte Sheila ihren Sohn ein, dann spülte sie den Schaum ab, rubbelte Johnny trocken und zog ihm frische Wäsche an. Auch eine neue Hose. Es waren abgeschnittene Jeans. Und einen frischen Pullover bekam er übergestreift. Zum Schluß kämmte Sheila sein Haar.

»Kann ich jetzt wieder spielen?«

»Gleich. Möchtest du etwas Obst essen? Dann bringe ich dir und Sandra etwas.«

»Ja, Weintrauben.«

»Gut, die habe ich. Geh schon mal vor und sage Sandra Bescheid. Ich komme dann nach.«

Johnny rannte weg und rief dabei den Namen seiner Spielkameradin. Sheila aber ging in die Küche. Sie nahm ein Bund Trauben und wusch es ab.

Es war ruhig an diesem Spätnachmittag. Deshalb vernahm sie das Weinen der kleinen Sandra bis in die Küche. Sie wußte genau, daß es Sandra war, denn Johnnys Weinen kannte sie.

Da kamen ihr die beiden schon entgegen. Johnny hatte seine kleine Freundin an die Hand genommen, und er erzählte auch, was geschehen war.

»Die… Die Katze hat so geschrien, Mummy.«

»So? Wann war denn das?«

»Als du mich gebadet hast?«

»Und warum hat sie geschrien?«

»Das wissen wir nicht.«

»Soll ich denn einmal nachschauen?«

Sandra und Johnny nickten synchron.

Sheila stellte den Teller mit den Trauben weg und erkundigte sich, wo die Katze zuletzt war.

Sandra drehte sich um und deutete auf einen Holunderbusch.

»Dahinter war sie.«

»Dann gehen wir mal hin«, sagte Sheila forsch. Sie hatte auch als erste den Busch erreicht. Die Kinder waren hinter ihr geblieben.

Johnny tröstete seine Freundin.

Sheila bog die Zweige zur Seite. Sie rechnete damit, die Katze zu sehen, und hatte das Gefühl, mit einem Eispickel ins Herz gestoßen zu werden.

Von der Katze war nicht viel zu erkennen. Nur noch Reste. Ein Stück Fell und Knochen, an denen einige Fleischfetzen hingen…

***

Sheila atmete tief ein. Es war wirklich schwer für sie, den Anblick zu verkraften. Klar, es gab schlimmere Dinge. Die hatte auch Sheila schon gesehen, aber es war so überraschend gekommen, und deshalb dieser Schock.

»Siehst du sie?« fragte Johnny.

»Nein, mein Liebling. Sie ist verschwunden.«

»Aber Pussy läuft doch nicht weg«, jammerte die kleine Sandra. »Das hat sie noch nie getan.«

»Aber jetzt ist sie nicht mehr da.« Sheila wollte auf keinen Fall, daß die Kinder die Überreste der Katze sahen. Es würde ihnen einen Schock geben, und auch sie selbst durfte sich nichts anmerken lassen, mußte so tun, als wäre nichts gewesen.

Sheila richtete sich auf, wobei sie über ihre Stirn wischte. Dann drehte sie sich um.

Fragende Augen schauten sie an. Kinder waren oft sehr mißtrauisch und besaßen auch eine gute Beobachtungsgabe. Sie merkten schnell, wenn man ihnen eine Bären aufbinden wollte.

Sheila zwang sich zu einem Lächeln. »Wahrscheinlich ist deine Katze nur mal eben in einem Nachbargarten verschwunden«, erklärte Sheila der kleinen Sandra. »Katzen sind so, weißt du? Die sind nicht wie Hunde. Katzen kann man nicht zähmen. Irgendwann einmal, man denkt immer, sie würden gehorchen, da laufen sie einfach davon. Wie deine kleine Pussy jetzt. Die will sich bestimmt einmal woanders umschauen, das ist ganz natürlich für Katzen.«

»Aber sie hatte mich doch lieb«, beschwerte sich Sandra mit weinerlicher Stimme.

»Das hat damit nichts zu tun. Trotzdem wird die Katze immer wieder verschwinden. Damit mußt du dich abfinden.«

Sandra nickte. Sie preßte die Lippen fest zusammen, und Johnny, der kleine Beschützer, legte einen Arm um ihre Schultern. »Soll ich dich nach Hause bringen?« fragte er.

Das kam so ulkig heraus, daß Sheila unwillkürlich lachen mußte.

Sie hütete sich allerdings, es laut zu tun.

»Ich glaube, das ist eine gute Idee«, unterstützte sie ihren Sohn.

»Bring Sandra nach Hause, und dann komm wieder zurück.«

Sandra war auch einverstanden. Gemeinsam trippelten die beiden los. Sheila schaute ihnen lächelnd hinterher, doch ihr Lächeln zerfaserte, sobald die Kinder nicht mehr zu sehen waren.

Sheila Conolly machte sich Sorgen.

Sie drehte sich um und schaute noch einmal nach. Kein Zweifel, das waren Katzenknochen, und an ihnen hingen noch letzte Fleischreste, so, als hätte es jemand nicht geschafft, sein Mahl zu beenden.

Mahl?

Als Sheila daran dachte, begann sie gleichzeitig zu schnuppern wie ein Hase. Sie hatte etwas wahrgenommen. Einen Geruch, der überhaupt nicht in den Garten paßte, wo Blumen ihre farbige Pracht zeigten und auch die Blätter der Sträucher und Bäume frisch dufteten. Das, was sie wahrnahm, war anders.

Es roch faulig…

Sheila überlegte und beugte sich noch tiefer. Einige Fliegen hatten sich schon auf die Knochen gesetzt oder umsummten sie.

Nein, dachte Sheila, faulig ist auch nicht der richtige Ausdruck.

Modrig mehr, widerlich…

Sie schüttelte sich und wollte sich eigentlich nicht das eingestehen, was das Gehirn ihr sagte.

Da es keine Raubtiere in der Nähe gibt, die sich an Katzen vergreifen, kann auch etwas anderes dahinterstecken.

Sheila war mißtrauisch wie ein alter Wolf. Das Leben hatte sie gelehrt, mißtrauisch zu sein, und sie dachte sofort an einen schwarzmagischen Einfluß.

Schwarze Magie!

Meine Güte, wie oft waren sie ihr schon ausgeliefert worden.

Darüber nachzudenken, erübrigte sich eigentlich, und Sheila wurde auch abgelenkt, weil Johnny rief.

Sie drehte sich um und ging ihrem Sohn ein Stück entgegen.

»Nun? Hast du Sandra gut nach Hause gebracht?«

Johnny nickte. »Ja, Mummy. Sie hat aber immer noch geweint.«

»Sie hing eben sehr an ihrer kleinen Katze, das mußt du doch verstehen, Johnny.«

»Klar, Ich hänge ja auch an meinen Spielsachen.«

»Siehst du.«

»Kann ich noch draußen bleiben?« fragte Johnny und schaute seine Mutter dabei bittend an.

Sheila überlegte. Wenn sie ihren Sohn jetzt ins Haus holte, machte sie sich irgendwie verdächtig, denn Johnny war es nicht gewohnt, bei schönem Wetter so früh in die Wohnung geschickt zu werden.

Andererseits war Sheila sich nicht sicher. Da lauerte irgendwo eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Sie hatte die Katze gesehen.

Jemand hatte sie zerrissen…

»Darf ich?«

Sheila hatte sich entschlossen und nickte. »Aber nicht in den Sand, Johnny. Bleib in Nähe des Hauses auf der Wiese und auch weg vom Schwimmbad.«

»Klar, Mummy.«

Sheila war beruhigt. Wenn Johnny einmal etwas versprochen hatte, dann hielt er es auch. In dem Punkt konnte sie sich auf ihren Sohn verlassen.

Einigermaßen beruhigt kehrte sie zurück ins Haus. Sie wollte noch einen kleinen Happen vorbereiten. Wenn die Männer zurückkehrten, hatten sie sicherlich Hunger. Vor allen Dingen Will Mallmann nach seinem langen Flug.

Sheila wollte Hähnchen grillen und dazu einen frischen, knackigen Salat servieren. Sie holte zwei »Gummiadler« aus dem Kühlschrank und spießte sie auf den Ofengrill. Regelmäßig schaute sie in den Garten, aber Johnny spielte ruhig und allein. Er hielt sich auch vom Pool fern, auf dessen grünblau schillernder Wasseroberfläche erste

Blätter schwammen.
Wenn Bill zurückkam, sollte er dafür sorgen, daß die Überreste der Katze weggeschafft wurden. Sheila selbst ekelte sich davor.
Sie ahnte nicht, daß das Wesen, das die Katze getötet hatte, sich zwar zurückgezogen hatte, aber bereits ein neues Opfer suchte.
Es war der kleine Johnny!
Noch hockte der Ghoul versteckt im dichten Gebüsch. Er hatte sich zusammensinken lassen, sonderte wieder Schleim ab, stank dabei erbärmlich, doch der Wind trug den Geruch in eine andere Richtung, so daß der Junge ihn nicht wahrnahm.
Der Ghoul lauerte.
Obwohl er vor Hunger fast verging, war er nicht unvorsichtig und zeigte sich jetzt schon. Er konnte abwarten und wollte den richtigen Moment abpassen, um zuzuschlagen.
Johnny spielte Ball. Die rote Kugel mit den weißen Punkten wurde von ihm angekickt, rollte weiter, und Johnny stolperte hinterher. Er hatte sich aus Stöcken ein Tor aufgebaut, in das er den Ball nach jedem »Angriff« hineinschießen wollte.
Ein paarmal traf er nicht, oder der Ball blieb noch vor dem Tor liegen.
Bei einem Schuß setzte der Kleine besonders viel Kraft ein. Er traf das Tor, und Johnny riß die Arme hoch, wie es die richtigen Fußballer immer taten, wenn sie ein Tor geschossen hatten.
Er rannte hinterher, um sich den Ball zurückzuholen. Dadurch geriet er zwangsläufig aus dem Blickfeld seiner Mutter, und Sheila, die nach draußen schaute, sah ihn nicht mehr.
Das Küchenfenster stand offen. Sheila rief den Namen ihres Sohnes und war beruhigt, als sie eine Antwort vernahm.
Sofort kam Johnny zurück. Den Ball hatte er unter den Arm geklemmt. »Was ist denn, Mummy?«
»Lauf bitte nicht so weit weg, Junge.«
»Ich habe doch nur den Ball geholt.«
»Dann ist es gut.«
»Kannst du mir etwas zu trinken geben?«
»Natürlich. Ich habe auch noch deine Trauben.«
»Lieber einen Schluck Saft.«
Johnny bekam ihn. Er blieb vor dem Küchenfenster stehen, trank seinen Saft und reichte Sheila das Glas dann hoch. Anschließend rannte er auf den Rasen und spielte weiter.
Sheila lächelte. Der Junge hatte sich prächtig gemacht. Er war der große Stolz seiner Eltern. Leider hatten die Gegner des Sinclair-Teams auch auf ihn keine Rücksicht genommen, und Johnny trug als Schutz stets ein kleines geweihtes Kreuz an einer Kette hängend um den Hals.
Der Ghoul wartete noch.

Er hatte sich auch mit einem Stein bewaffnet, mit dem er den Jungen töten wollte.
Wenn der Junge wieder einmal richtig stark zutrat, würde der Ball bis an das Gebüsch rollen…
Darauf wartete er.
Abermals legte sich Johnny den Ball zurecht. Diesmal nahm er sogar Anlauf, trat dann zu und streifte den Ball nur mit dem Außenrist. Er rollte zur Seite.
Der Ghoul war enttäuscht.
Johnny holte den Ball zurück. Er legte ihn wieder dorthin, wo er zuvor gelegen hatte, nahm einen noch größeren Anlauf, rannte los, schoß, und nun hatte er den Ball wirklich voll getroffen. Er wurde sogar in die Höhe geschleudert, und im Bogen sauste er durch das Tor.
Treffer!
Johnny riß die Arme hoch. Wie die Alten machte er das, als er auf das Tor zu- und hindurchlief, um sich den Ball zurückzuholen. Die bunte Kugel war so hart getreten worden, daß sie sogar das Gebüsch erreicht hatte, hinter dem der Ghoul lauerte.
Der Dämon sah den kleinen Jungen auf sich zurennen und stieß ein Schmatzen und Schlürfen aus, das von einer widerlichen Vorfreude zeugte. Wenn er sich langmachte und dabei noch den Arm ausstreckte, konnte er den Ball greifen. Aber das wollte er nicht. Dafür war der Kleine zuständig.
Johnny rannte näher. Sein Gesicht war gerötet, die Augen strahlten. Er ahnte nichts von der Gefahr, in der er schwebte, und er wäre fast noch gestolpert, so sehr beeilte er sich, wieder an den bunten Ball zu kommen.
Der war zwischen die Büsche gerollt und von den sperrigen Zweigen aufgehalten worden. Es würde für Johnny nicht einfach sein, ihn aufzunehmen, da er sich dabei recken mußte.
Der Kleine bückte sich.
Der Ghoul öffnete sein Maul. Die Zähne waren zu sehen, die kleinen, aber spitzen Dinger, die wie eine Maschine zubeißen konnten und kaum zu stoppen waren.
Johnny hatte schon den Arm ausgestreckt, als er in der Bewegung anhielt.
Etwas irritierte ihn.
Da war ein anderer Geruch, den er noch nie wahrgenommen hatte. Nicht nach Blüten- oder Blumenduft, sondern das Gegenteil.
Widerlich, so daß dem Kleinen direkt schlecht werden konnte.
Er schluckte.
Im Augenblick wußte er nicht, was er machen sollte, drehte den Kopf, und es schien so, als würde er nach seiner Mutter rufen. Dann überlegte er es sich und kroch noch ein Stück vor.

Auch der Ghoul hatte sich etwas vorgeschoben. Er nahm jetzt die beste Position ein. Dieses Opfer würde ihm nicht entkommen. Sein rechter Arm, ein längliches, schleimiges Gebilde, glitt zwischen zwei Zweigen hindurch und über den Boden, wobei Dreckkrumen haften blieben.

In der anderen Hand hielt er den Stein, der an einer Seite eine ziemlich spitze Stelle aufwies.

Da griff Johnny nach dem Ball.

Jetzt!

Der Ghoul war schnell. Kaum hatte Johnny seinen Ball berührt, als auch die Pranke des Ghouls vorschoß, sich auf das rechte Handgelenk des Kleinen legte und es sofort umklammerte.

Eine Sekunde starrte Johnny auf die Klaue.

Dann schrie er!

***

Sheila Conolly hatte die Hähnchen gesalzen, gepfeffert und mit Paprika bestreut. So bekamen sie die richtige Schärfe und die Männer hinterher den Durst. Es würde sicherlich eine lange Nacht werden, vor allen Dingen, wenn John noch hinzukam. Man hatte sich bestimmt viel zu erzählen.

Es war lange her, daß die Conollys und Will Mallmann sich gesehen hatten, und beide mochten sich auch. Will war ein ruhiger, netter Mensch, der ein schweres Schicksal hinter sich hatte. Bei seiner Hochzeit hatte der Schwarze Tod zugeschlagen und ihm die über alles geliebte Frau genommen.

Seit dieser Zeit war auch Kommissar Mallmann ein Feind der Dämonen. Er verfolgte sie, wo es nur ging. Er hatte sogar seine Vorgesetzten im deutschen BKA davon überzeugen können, daß es gewisse Dinge gab, die man kaum mit dem Verstand erklären konnte.

Will bekam freie Hand. Gemeinsam mit John Sinclair und Bill Conolly hatten sie so manchen Fall gelöst. Da brauchte Sheila nur an den Vampir Fariac zu denken, der am Loreley-Felsen sein Unwesen getrieben hatte.

Die Hähnchen drehten sich. Sheila richtete sich auf, pustete eine Haarsträhne aus ihrer Stirn, schaute aus dem Fenster und sah ihren Sohn, wie er spielte.

Alles war normal, nichts deutete auf eine Gefahr hin. Friedlich lag der Garten im Licht der schräg einfallenden Sonnenstrahlen. Die ersten Mücken tanzten und zeigten an, daß der Abend nicht mehr weit war.

Sheila entschloß sich, andere Sachen überzuziehen. Sie wollte den Gast nun wirklich nicht in der Küchenkleidung empfangen.

Rasch lief sie ins Schlafzimmer, von dort ins Ankleidezimmer, wo

Sheila und Bill sich umzogen.
Sheila suchte ein hellblaues Sommerkleid hervor, das ziemlich luftig war und um die Taille herum mit einem Gürtel geschlossen wurde. Die aufgesetzten Schulterklappen sahen ein wenig militärisch aus, was Sheila allerdings nicht störte.
Das Kleid ließ sich vorn durchknöpfen, und Sheila hatte es bereits zur Hälfte geschlossen, als sie den Schrei hörte.
»Mein Gott, Johnny!« flüsterte sie und rannte los…

***

Faversham lag hinter uns. Und damit ein böser Fall, der mich sogar in seinem Finale noch mit Mr. Mondo und Vampiro-del-mar zusammengeführt hatte.
Fast hätte ich sie beide erwischt. Ihre Helfer hatten Suko und ich schon ausgeschaltet, doch im letzten Augenblick griff Asmodina ein und rettete sie.
Sie verschwanden, und wir hatten das Nachsehen. Aber einmal, da würden wir es packen, dessen war ich mir sicher.
Sukos Kopf zierten noch immer zwei große Pflaster. Er hatte bei der letzten Auseinandersetzung ebenfalls einen Treffer mitbekommen, der ihn bewußtlos werden ließ. Seine erste Verletzung verdankte er dem grünen Dschinn, mit dessen Auftreten das ganze Spektakel eigentlich begonnen hatte.
Auch der Dschinn war uns entkommen, und wir hatten wieder einmal einen Gegner mehr.
Morgens waren wir in Faversham abgefahren. Bis London war es nicht sehr weit. Ich hatte zuvor im Büro angerufen. Glenda Perkins, meine Sekretärin, und Sir James Powell wußten Bescheid, daß ich unterwegs war. Der Superintendent wartete auf meinen Bericht.
Vorher allerdings wollte ich Suko nach Hause fahren. Auch er hatte mit Shao gesprochen und von ihr erfahren, daß sich Will Mallmann, unser Freund aus Deutschland, angemeldet hatte. Er wollte ein paar Tage Urlaub machen und diese in London verbringen. Da ich nicht zu Hause war, holte Bill Conolly ihn vom Flughafen ab, und bei den Conollys wollte er auch so lange wohnen.
Der Abend war gesichert.
Ich freute mich darauf, mich mal wieder mit dem guten Will unterhalten zu können. Wir hatten uns lange nicht gesehen, zuletzt in Deutschland, als wir die Bestien aus dem Geistersumpf jagten.
Suko wollte nicht mit. Seine Verletzung machte ihm zu schaffen, und er war froh, sich ins Bett legen zu können. Shao würde ihn schon pflegen.
Ich hatte Verständnis für den Chinesen. Mir wäre es wahrscheinlich nicht anders ergangen.

Wir erreichten London. Bis jetzt waren wir zügig vorangekommen, doch nun begann der Verkehr. Über eine Stunde dauerte es, bis ich vor meiner Wohnung stoppte.

»Kommst du noch hoch?« fragte der Chinese.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, laß mal. Ich fahre direkt zum Yard. Da erwartet man mich.«

»Viel Spaß«, sagte Suko und wuchtete die Tür zu.

»Danke.«

Als ich den Bentley auf dem Parkplatz an der Hinterseite des Yard Buildings ausrollen ließ, atmete ich auf. Endlich geschafft. Die Fahrt durch das verkehrsreiche, hektische London hatte mich doch ein wenig geschlaucht.

Meine Bewegungen waren träge, als ich ausstieg und an der Fassade hochschaute. Ich hängte meine Jacke über die Schulter, an die neue Kleidung hatte ich mich inzwischen gewöhnt, und betrat den Bau durch den Hintereingang.

Wie immer herrschte ziemlich viel Hektik im Gebäude. Ich winkte dem Portier zu und steuerte den Lift an, der mich nach oben schießen sollte. Im Aufzug traf ich einen Kollegen, der unbedingt einen neuen Witz loswerden wollte.

»Wisssen Sie eigentlich, was geschieht, wenn man eine Schlange mit einem Igel kreuzt?«

»Nein.«

»Dann entsteht eine Rolle Stacheldraht.« Er lachte und wollte sich überhaupt nicht mehr kriegen. Mir war nicht nach Grinsen zumute, und ich war froh, als ich den Lift verlassen konnte.

Glenda hämmerte auf der Maschine, das hörte ich bereits vor der Tür. Fleißiges Mädchen, die Kleine.

Ruckartig, stieß ich die Tür auf, so daß Glenda erschrak. Sie schaute erschreckt von der Maschine hoch, sah mich an, und dann lächelte sie. »Hallo, John, auch wieder im Lande?«

»Und wie.«

Sie stand auf. »Es wartet auch eine Menge Arbeit auf Sie, mein Lieber.«

»Nein, nur das nicht.«

»Doch.«

Glenda ging vor und stieß die Tür zu meinem Büro auf. Sie trug ein helles Kleid mit schmalen, bunten Streifen, das ihr sehr gut stand. Das lange, dunkle Haar hatte sie mit roten Spangen zurückgesteckt. In der Farbe paßten sie zu den Schuhen.

Ich betrat mein Büro und wäre am liebsten wieder verschwunden, denn auf dem Schreibtisch lag eine Menge Akten.

Und ganz obenauf ein knallroter Zettel.

Neben dem Schreibtisch blieb ich stehen und schaute Glenda schräg

an. »Ein Liebesbrief?« Dabei deutete ich auf den roten Zettel.
»Nein, nur der Wunsch nach einem dringenden Anruf.«
Ich schob den Bürostuhl zurück. »Und wer ist es, der mich da so dringend sprechen will?«
»Jane Collins«, bemerkte Glenda spitz.
»Aha.«
»Die Dame wird Sehnsucht haben.«
»Bestimmt.«
Glenda holte Luft, um etwas zu sagen, aber ich ließ sie nicht dazu kommen. »Warum sind Sie denn so eifersüchtig, Mädchen? Es ist doch gar nichts.«
»Ich und eifersüchtig?«
»Ja, so kam es mir vor.«
»Nein, John, nicht mehr. Früher vielleicht.« Sie wurde jetzt etwas rot. »Aber heute…«
»Schade!«
Glenda nickte. »Das glaube ich auch, daß so etwas für Sie schade ist. Die Männer wollen alle, daß die Frauen eifersüchtig sind, aber den Gefallen tun wir euch nicht mehr.«
Ich kniff ein Auge zu. »Ehrlich?«
»Ach, lassen Sie mich doch in Ruhe«, sagte Glenda und verschwand in ihrem Zimmer.
Ich grinste, trat ans Fenster und reckte mich. Hoch lebe die Arbeit, dachte ich, so hoch, daß man nicht drankommt. Aber was sollte es? Job ist Job, und ich war gespannt, was Jane Collins wollte.
Ich hatte sie ja auch lange nicht mehr gesehen.
Ich wählte ihre Nummer. Achtmal läutete es durch, niemand hob ab. Jane war nicht zu Hause.
Kaum hatte ich aufgelegt, als sich der moderne Quälgeist erneut meldete. Und die Stimme kannte ich, die da an mein Ohr drang. Sie gehörte Sir James Powell, meinem Chef.
»Endlich sind Sie im Lande«, sagte er. Seine Laune schien nicht besonders zu sein.
»Ja«, sagte ich, »pflichtbewußt, wie ich bin, fuhr ich noch ins Büro. Ich hätte auch zu…«
»Kommen Sie mal rüber.«
Ich ging. Im Vorzimmer fragte ich Glenda: »Hatte der Alte schon den ganzen Tag über schlechte Laune?«
»Erst, seit Sie da sind, John.«
»Was sind Sie gehässig.« Ich nickte. »Ja, ja, die Eifersucht, die ist schlimm.«
Glenda holte tief Luft. Ich verschwand schnell aus dem Vorzimmer, denn meine Sekretärin konnte auch mit Gegenständen um sich werfen.
Eulenaugen hinter der Brille, ein in einen grauen Anzug gezwängter

Mensch, ein Glas Wasser vor sich stehend, daneben die Tabletten für den Magen, das war Sir James, wie er leibte und lebte.

Seine Mundwinkel hingen traurig herab, die Nase war leicht gerötet. Er schien sich einen Schnupfen eingefangen zu haben.

Kaum hatte ich die Tür hinter mir geschlossen, da nieste er auch schon. »Gesundheit«, sagte ich artig.

»Die fehlt mir eben.«

»Ja, man kann nicht alles haben, Sir.«

»Werden Sie nicht ironisch.«

Ich pflanzte mich hin und streckte die Beine aus. Etwa fünf Sekunden fixierten wir uns, dann meinte Sir James: »Sieht mal wieder nicht gut aus.«

»Wieso?«

»Sie haben nur einen Teilsieg errungen, wenn ich das glauben darf, was Sie mir am Telefon erzählt haben.«

»Mehr war leider nicht drin.«

»Und der grüne Dschinn?«

»Wird uns unter Umständen noch Ärger bereiten. Aber das haben Sie ja selbst erlebt.«

Sir James nickte. Er war tatsächlich dabeigewesen. Der Türke Kelim hatte ihn sogar als Geisel genommen.

»Auf Ihrer Habenseite steht die Rettung der Kinder. Das war gut, John.«

Ich lachte bitter. »Obwohl es einige andere nicht so gesehen haben. Sie wollten mich sogar zum Mörder stempeln.«

»Berichten Sie.«

Ich erzählte von Gary Sorvino und auch davon, daß man ihm eingeredet hatte, ich wäre schuld am Tode seines Bruders gewesen. Sir James hörte aufmerksam zu und meinte abschließend: »Das ist typisch. Dieser verdammte Costello findet immer die richtigen Leute, wie auch den Anwalt Sorvino.«

»Sollen wir da nachhaken?«

»Sehen Sie einen Erfolg voraus? Weiß Costello zum Beispiel, wo sich Dr. Tod aufhält?«

»Möglich.«

»Nein, der wird ihm sein Versteck nicht verraten. Wir kennen es ja auch nicht, aber lassen wir das. Es liegt etwas anderes an, weshalb ich Sie habe kommen lassen.«

»Und was?«

»Da müßte ich weiter ausholen. Die Kollegen haben uns gebeten, die Augen offenzuhalten. Es geht da um einen Frauenkiller, der sich Jack the Ripper nennt.«

Ich schaute Powell an und hatte dabei meine Stirn in Falten gelegt. »Der Ripper?«

»Ja, ein Nachahmungstäter, glaube ich.« Sir James räusperte sich. »Haben Sie noch nie von ihm gehört?«
»Nein.«
»Sie sollten die Polizeiberichte besser lesen. Er hat bisher vier Frauen getötet, aber das können Sie alles in dieser Akte lesen.« Sir James schob sie mir rüber. Der Umschlag glänzte dunkelrot. »Wenn nichts anderes anliegt, kümmern Sie sich darum. Ihre Bekannte, Miß Collins, ist schon am Ball.«
»Deshalb hatte ich sie anrufen sollen.«
»Möglich.«
Ich mußte grinsen, weil ich an Glenda dachte, die sofort wieder etwas anderes angenommen hatte. Die Frauen waren schon manchmal eine regelrechte Plage.
»Für heute mache ich allerdings Feierabend«, gab ich meinem Chef bekannt.
»Wieso das?«
»Erstens steckt mir der alte Fall noch in den Knochen, und dann bekomme ich Besuch. Kommissar Mallmann.«
Sir James lächelte. »Das ist ausgezeichnet. Dann kann er Ihnen bei der Suche nach dem Ripper behilflich sein.«
»Will Mallmann macht in London Urlaub, Sir.«
Der Superintendent schüttelte den Kopf. »Das begreife, wer will. Ich nicht.«
»Morgen werde ich mich um den Ripper kümmern«, sagte ich und stand auf.
»Und versumpfen Sie in der Nacht nicht«, warnte mich mein Chef noch.
»Keine Angst, ich bin im Training.«
Ich ging noch einmal zurück in mein Büro. Zuvor jedoch mußte ich noch etwas loswerden. Neben Glenda Perkins blieb ich stehen und beugte mich zu ihr hinunter.
Sie hörte auf zu tippen.
»Was ich noch sagen wollte, Glenda. Jane Collins hatte tatsächlich Sehnsucht nach mir…«
»Lassen Sie mich doch damit in Ruhe.« Sie schüttelte den Kopf.
Ihre Haare streiften mein Gesicht.
»Moment, Glenda. Aber nicht nur privat, sondern auch dienstlich. Da sehen Sie, wie sehr man sich täuschen kann.«
»Ja, ja, wer's glaubt!« Sie machte ein ergebenes Gesicht dabei und nickte.
»Das bleibt Ihnen überlassen«, erwiderte ich, ging in mein Büro und warf die neue Akte auf die alten. »Bis morgen dann, ich habe keine Lust mehr.«
»Und das aus einem Beamtenmund«, meinte Glenda.

»Auch Beamte sind Menschen.«
»Wirklich? Ich kann's kaum glauben.«
Dann war ich aus der Tür.
Bevor ich zu Bill fuhr, wollte ich noch bei mir anhalten und die Kleidung wechseln. Zudem konnte eine Dusche ebenfalls nicht schaden.
Auf den Abend freute ich mich. Bestimmt wurde er interessant.
Damit sollte ich recht haben. Der Abend wurde interessant und auch abwechslungsreich, aber auf eine andere Art und Weise, als ich gedacht hatte…

***

Johnnys Gesicht war verzerrt. Er fühlte den Druck auf seinem Gelenk und wollte die Hand zurückziehen, kam aber gegen die Kraft des Ghouls nicht an.
Trotz seiner schleimigen Pranke hatte der Ghoul einen eisenharten Griff.
Und Johnny schrie weiter.
Er sah ein schreckliches Geschöpf vor sich, denn der Ghoul hielt sich nicht mehr zurück. Er zwängte seinen schleimigen Körper durch die Zweige, hatte sein Maul geöffnet, und Johnny Conolly erkannte die spitzen Zähne.
Seine Angst wurde größer.
Der Ghoul schmatzte. Er hob den anderen Arm. Deutlich war der Stein mit seiner spitzen Kante zu sehen. Jetzt hatte er genau die richtige Entfernung, um zuschlagen zu können.
Da hörte er Schritte!
Sheila war aus dem Haus gerannt und hastete über den Rasen.
Ihr Kleid, noch halb offen, flatterte. Die blonden Haare wurden wie eine Fahne hochgeweht. Die Frau stand eine Höllenangst aus und schrie den Namen ihres Sohnes.
Der Schrei und die Schritte ließen den Ghoul zögern. Er drehte den Kopf, schaute an Johnny vorbei und ließ sein Opfer dabei nicht los.
Dann war Sheila da.
Sie sah den Ghoul, und sie wußte sofort, welch einen Dämon sie vor sich hatte. Einen der schlimmsten und widerlichsten, den man sich vorstellen konnte. Der Geruch von Moder und Pestilenz wehte ihr entgegen, und Sheila kam fast der Magen hoch, so sehr ekelte sie sich davor.
Da schleuderte der Ghoul den Stein.
Er hatte instinktiv erkannt, wer seine eigentliche Gegnerin war und daß sie den Jungen retten wollte. Deshalb mußte er sie ausschalten.
Sheila sah den Stein, zog auch den Kopf ein und wurde trotzdem getroffen. Zwischen Hals und Wange bekam sie den Treffer mit.

Der Stein rasierte förmlich über ihre Haut. Sie achtete nicht darauf, sondern warf sich nach vorn und umklammerte ihren Sohn.

Der Ghoul ließ nicht los. Er wollte sein Opfer, das er einmal in den Klauen hatte, nicht wieder hergeben. Und er hatte sich die Frau bereits als zweite Beute ausgesucht.

Sheila schlug auf das Wesen ein. Sie keuchte dabei und schrie, aber sie ließ nicht nach.

Ihre kleine Faust klatschte gegen den Kopf des schleimigen Wesens. Sie prallte nicht ab, sondern versank sogar darin. Einmal drehte der Ghoul den Kopf und schnappte mit seinem Gebiß zu.

Sheila hatte Glück, daß sie ihre Hand soeben noch zur Seite drehen konnte und das Gebiß sie verfehlte.

Johnny schrie ebenfalls. Er trampelte, stemmte seine kleinen Füße in den Boden und wollte sich losreißen.

»Mummy!« schrie er. »Ich will weg, der soll mich loslassen!«

Der Ghoul dachte nicht daran. Und er war verdammt stark. Er zog sich an der Hand des kleinen Jungen näher an Johnny heran.

Da fiel Sheila das Kreuz ein. Es hing um Johnnys Hals. Wenn es ihr gelang, die Kette über den Kopf zu streifen, dann konnte sie mit dem kleinen geweihten Kruzifix vielleicht den Ghoul in die Flucht schlagen.

Sie nahm beide Hände. Es war ihr auch egal, ob sie den Ghoul jetzt in Ruhe ließ und nicht mehr weiter auf ihn einschlug. Das Kreuz war jetzt wichtiger.

Ihre Finger fanden die Kette und glitten darunter. Der Ghoul ahnte etwas. Er warf sich vor, und Sheila wußte selbst nicht, wie sie es schaffte, ihren Schuh in das Gesicht des schrecklichen Dämons zu stoßen.

Durch diese Aktion wurde er abgelenkt. Sheila bekam ein wenig Luft. Es gelang ihr tatsächlich, das Kreuz freizubekommen. Dabei riß die dünne Kette.

Das Kreuz fiel zu Boden.

Hastig hob Sheila es auf und hielt es dem Ghoul entgegen, der Johnny augenblicklich losließ und sich zurückzog, damit er von dem Kruzifix nicht berührt wurde.

Sheila packte ihren Sohn, rollte sich mit ihm über den Rasen und gelangte erst einmal aus der Reichweite des schleimigen Wesens.

Dann sprang sie hoch, wobei sie Johnny mit sich zog, der nicht mehr schrie, sondern weinte.

»Lauf weg!« rief sie. »Schnell, Johnny, lauf zum Haus!«

Der Junge verstand. Auf seinen kurzen Beinen wieselte er los.

Johnny konnte sehr schnell laufen. Sheila bekam ihn manchmal nicht zu fassen, wenn er ihr entwischt war. Diese Schnelligkeit erwies sich nun als ein Vorteil.

Der Kleine rannte dem Ghoul davon.
Der war wieder vorgekrochen, sah sich allerdings einer gebückt dastehenden Sheila Conolly gegenüber, und die hielt zudem noch das kleine Kreuz in der Hand.
Konnte sie den Ghoul damit töten?
So recht glaubte sie nicht daran. John Sinclairs Kreuz hätte es ohne weiteres geschafft. Es war wesentlich starker. Aber dieses kleine geweihte Kreuz besaß nur die Abwehrkräfte des Weihwassers und nicht die Weiße Magie irgendwelcher Weisen oder Engel. Woher das Kreuz stammte? Es war bisher noch ungeklärt.
Der Ghoul wartete. Er traute sich nicht mehr weiter vor, war allerdings sehr erregt, denn Sheila sah, wie er dicke Schleimtropfen absonderte, die zu Boden fielen und dort als stinkende Pfützen liegenblieben. Wenn sie nahe genug an den Ghoul herangefallen waren, vereinigten sie sich wieder mit ihm.
Sheila riskierte einen raschen Blick über die Schulter. Johnny war nicht ins Haus gelaufen. Er stand am Pool, weinte und rief nach seiner Mutter.
Sheila wollte zu ihm. Sie mußten sich irgendwo im Haus verbergen, alle Türen und Fenster schließen und darauf warten, daß Bill und Will Mallmann zurückkamen.
Noch einmal zuckte Sheila vor. Der Ghoul wich zurück. Er war auf diese Täuschungsaktion reingefallen. Sofort warf sich Sheila herum und rannte weg.
Bevor der Ghoul reagierte, hatte sie schon einige Schritte Vorsprung. Dann aber kam das Wesen. Es wollte auf keinen Fall zulassen, daß seine Opfer entwischten. Zu lange schon hatte er nach Menschen gedarbt, jetzt wollte und mußte er sie haben.
Ein Ghoul ist kein Mensch, auch kein Vampir, der sich blitzartig bewegen kann. Er walzte mehr voran, zuckte manchmal hoch und nieder wie ein wellenförmiges Gebirge, wurde platt, blähte sich auf, aber er kam von der Stelle.
Und das sogar relativ schnell. Langsame Ghouls gab es nicht, auch wenn sie manchmal so wirkten.
Johnny war am Pool stehengeblieben und warf sich in die Arme seiner Mutter, als diese auf ihn zustürzte. In der Nähe standen noch der Sonnenschirm und die weißlackierten Gartenmöbel mit den bunten Kissen.
»Lauf ins Haus«, beschwor Sheila ihren Sohn. »Beeil dich, und warte, bis ich komme.«
Johnny lief weg.
Der Ghoul hatte wieder aufgeholt. Es war keine große Distanz mehr, die ihn vom Pool trennte.
Sheila konnte ihm bequem entwischen. Mittlerweile jedoch hatte sie

sich wieder gefangen, und sie wollte es diesem widerlichen Wesen nicht zu einfach machen.
Sie schnappte sich einen der leichteren Stühle und hob ihn über ihren Kopf. Dann ging sie zur Seite, so daß der Ghoul ihr folgen und sich drehen mußte, wollte er sie anschauen.
Das tat er.
Da schleuderte Sheila den Stuhl. Sie hatte ihre gesamte Kraft in den Wurf gelegt, und der Ghoul bot ein Ziel, das kaum zu verfehlen war.
Voll bekam er das Sitzmöbel mit.
Vielleicht war er zu siegessicher, vielleicht hatte er auch zu sehr seinen Kräften vertraut. Auf jeden Fall hatte der Ghoul die Aufprallwucht des Stuhls unterschätzt.
Als das Sitzmöbel ihn traf, knickte er noch nach vorn zusammen, wurde gleichzeitig zurückgestoßen, und da war ausgerechnet der Rand des Pools.
Der schleimige Ghoul übersah die Kante und klatschte ins Wasser. Fontänenartig spritzten die Tropfen hoch, bevor sie wieder zurückfielen.
Dann war der Ghoul verschwunden.
Sheila eilte an den Rand. Sie wußte nicht, wie sich Ghouls im Wasser verhielten, ob sie überhaupt die Flüssigkeit vertragen konnten.
Ihr Blick wurde starr.
Das widerliche Wesen schwamm dicht unter der Oberfläche. Es sah aus wie eine helle Robbe, zog Schleimspuren hinter sich her.
Der Ghoul bewegte sich nicht, und Sheila hegte die Hoffnung, daß er vielleicht eingehen würde.
Der Wunsch erfüllte sich nicht.
Plötzlich paddelte der Ghoul wie ein junger Hund im nassen Element, und es gelang ihm tatsächlich, wieder aufzutauchen. Sein Kopf erschien zuerst. Sheila sah die Lücke in dem Schädel. Ein klaffendes Loch, das jedoch oben und unten mit gefährlichen Zahnreihen ausgefüllt war.
Sie schüttelte sich.
Dann wuchtete der Ghoul seinen Körper vor. Bis zum Rand hatte er es nicht weit, und Sheila sah, daß die Gefahr noch längst nicht beendet war. Sie machte auf dem Absatz kehrt und rannte auf das Haus zu, wo Johnny in der offenen Tür stand.
»Komm schnell, Mummy!«
Sheila sprang über die Schwelle. Bevor sie die Terrassentür zuschlug, schaute sie sich um.
Soeben kletterte der Ghoul aus dem Schwimmbad. Er bewegte sich dabei wirklich wie eine Robbe, plump und ungelenk, aber er schaffte es, den Pool zu verlassen.
Sheila erwachte zu einer fieberhaften Tätigkeit. Wenn der Ghoul ins

Haus wollte, war es für ihn einfach. Er brauchte nur die Scheiben einzuwerfen. Zum Beispiel die große Panoramascheibe im Wohnraum der Conollys.

Alle Fenster besaßen Rollos. Das im Wohnraum wurde elektrisch betätigt. Sheila kippte nur einen Schalter um, und schon surrte es herab.

Das ging relativ schnell. Bevor der Ghoul an der Scheibe war, deckte das Rollo sie schon ab. Nur wenig Licht fiel durch die Spalten noch ins Zimmer.

Sheila verließ den Raum. Ihr Atem ging schwer und keuchend.

Die Conollys wohnten in einem zu ebener Erde gelegenen Bungalow. Sheila mußte auch die anderen Fenster sichern, damit der Ghoul keine Chance hatte.

Allerdings konnte er auch durch den Keller ins Haus gelangen.

Sheila fiel ein, daß die Tür nicht abgeschlossen war.

Noch nie in ihrem Leben hatte sie so rasch die Rollos nach unten gelassen.

Im Haus wurde es dunkel, und Sheila kam sich ein wenig vor wie in einem Gefängnis.

Zuletzt ließ sie im Schlafzimmer die Rollos davor. Dabei warf sie auch einen Blick nach draußen.

Sie sah den Ghoul. Wie ein Dieb schlich er um das Haus herum und kam auch der Treppe immer näher, die von außen her zum Keller führte.

Das Rollo fiel.

Johnny stand in der offenen Tür. Er hatte sich einen kleinen Teddybär geholt und hielt ihn ängstlich umklammert, als würde ihm das Stofftier Schutz geben.

»Daddy hat doch eine Pistole«, sagte er plötzlich.

Sheila zuckte regelrecht zusammen, als sie die Worte ihres Sohnes vernahm.

Ja, Johnny hatte recht. Bill besaß tatsächlich eine Pistole. Die mit Silberkugeln geladene Ersatzberetta lag in einer Schublade hier im Schlafzimmer.

Meine Güte, warum war sie nicht von selbst darauf gekommen?

Sheila riß die unterste Schublade einer Kommode auf, schleuderte ein paar Unterhosen zur Seite, und ihre suchende Hand glitt über kühles Metall.

Das war sie.

Sheila hatte in ihrem Leben schon öfter eine Waffe in der Hand gehalten und auch geschossen. Am Anfang wollte sie nicht so recht, aber Bill hatte ihr alles erklärt, und sie war nur widerwillig damit einverstanden gewesen.

Jetzt allerdings war sie froh darüber, die Waffe zu haben. Im Haus

brannte überall Licht. Nur im Keller nicht, denn dort wollte Sheila hin, um die Tür zu verschließen.

»Du bleibst oben an der Treppe«, sagte sie zu ihrem Sohn, knipste das Licht an und lief die Stufen hinab.

Kahle Betongänge. Rechts ging es noch einmal zu einem kleinen Pool. Das Becken für den Winter. Aber da wollte Sheila nicht hin.

Der Trockenkeller mit der Waschmaschine war ihr Ziel.

Sie passierte auch den Raum unter der Treppe. Dort hatte sich John Sinclair versteckt gehalten, als das Haus von Destero und Asmodina besetzt worden war. Und es war auch noch ein Ghoul aus der anderen Dimension mit hineingeschleppt worden. John hatte darüber erzählt. In diesem Augenblick fiel es Sheila Conolly wie Schuppen von den Augen. Den Ghoul hatten sie nie gefunden und gedacht, er wäre irgendwie mit eingegangen.

Es war eine Täuschung, wie sich jetzt herausstellte. Den Ghoul gab es sehr wohl noch. Er hatte auf schlimme Art und Weise seine Existenz bestätigt.

Vor dem Waschraum blieb Sheila für einen Moment stehen. Die Zeit drängte, und sie hatte Angst. Zur Treppe hin besaß der Waschraum ein Fenster, so daß man die Stufen sehen konnte, wenn man den Raum betrat und dabei nach rechts schaute.

Sheila sah sie, und sie sah den Ghoul!

Der widerliche Dämon hatte seine Chance erkannt und schlich die Treppe hinab.

Sheila raffte all ihren Mut zusammen. Sie lief noch zwei Schritte vor, drehte sich dann, so daß vor ihr das kleine Fenster lag, und hob beide Arme.

Das rechte Gelenk stützte sie mit der linken Hand ab. Sie kannte den Rückstoß der Waffe und mußte achtgeben, daß der Lauf nicht hochschlug, wenn sie schoß.

Der Ghoul kam.

Sie sah nur seinen Unterkörper, aber mit jeder Stufe war mehr von ihm zu sehen.

Sheila zielte. Dabei zitterte sie. Sie brachte es einfach nicht fertig, ruhig zu sein. Zu stark war die Anspannung, und sie hatte Angst um ihren Sohn.

Noch eine Stufe ließ sie ihn kommen.

Dann drückte sie ab.

Es hallte laut in dem Waschraum wider. Das Schußecho jagte von Wand zu Wand, die Scheibe zersplitterte, als die Silberkugel durchschlug, und der Ghoul zuckte zurück.

Hatte sie getroffen?

Zwei Sekunden vergingen. Sie tropften zäh dahin.

Dann sah Sheila den Ghoul.

Er zog sich zurück.

Und Sheila sah den Kratzer in der Mauer an der Treppe, wo das Geschoß gegengeprallt war.

Sheila Conolly hatte den Ghoul verfehlt!

Sie stand da, schluckte und hielt die Waffe noch immer umklammert sowie die Arme ausgestreckt. In ihrem Innern tobte die Verzweiflung. Sollte es ihr denn nicht möglich sein, diesen verfluchten Dämon abzuschießen?

Ihre Augen schwammen plötzlich in Tränen, und langsam ließ sie beide Arme sinken.

»Mummy?« hörte sie die leise Stimme ihres Sohnes. »Bist du da, Mummy?«

»Ja, ja, mein Schatz!« flüsterte Sheila und wischte sich eine Haarsträhne aus der Stirn.

»Ist der andere auch noch da?«

Sheila gab keine Antwort. Dafür hörte sie das widerliche Schlürfen des Ghouls, und ein kalter Schauer rann über ihren Rücken. Er war noch da.

Und wie!

Seine Klaue tauchte an der zerbrochenen Fensterscheibe auf. Sie stieß in die noch im Kitt des Rahmens hängenden Scherben hinein, ohne sich zu verletzen.

Sheila erschauderte. Endlich ging sie zurück und sah zu, daß sie in die Nähe ihres Sohnes kam.

Johnny schluckte. »Kommt er?« fragte er leise.

»Ich hoffe, nicht.«

»Warum schießt du nicht?«

Als Antwort strich Sheila ihrem Sohn über das Haar und mußte zusammen mit ihm den zweiten Versuch des Ghouls mit ansehen, das Haus zu betreten.

Er wollte durchs Fenster.

Flach wie eine Flunder hatte er sich gemacht. Die schleimige Masse lag schon zum Teil auf der Fensterbank, auch ein Arm sowie die Klaue waren zu sehen.

Sheila sah ihre Chance.

»Bleib du hier!« flüsterte sie Johnny zu und schlich geduckt vor.

Der Blick war starr auf den Ghoul gerichtet, die Lippen hatte sie aufeinandergepreßt, und nun senkte sie auch noch die rechte Hand mit der Beretta.

Sie konnte nicht vorbeischießen.

Es war ein Fehler des Ghouls gewesen, sich platt zu machen und so eine größere Zielfläche zu bieten. Die Kugel würde treffen, und Sheila hob abermals beide Hände.

Sie täuschte sich. Der Ghoul hatte keinen Fehler gemacht. Das

bemerkte sie in dem Augenblick, als die andere Hand des Ghouls zum Vorschein kam. Und die hielt einen giftiggrünen, viereckigen Bauklotz aus Holz umklammert, den sie blitzschnell schleuderte.

Sheila sah noch den Gegenstand auf sich zufliegen. Massivholz, dachte sie, dann wurde sie an der Schläfe getroffen.

Es war ein wuchtiger Treffer, auf den sie nicht eingerichtet war.

Plötzlich platzten Sterne vor ihren Augen auf, die Knie wurden weich, sie taumelte zurück, fiel gegen die Wand und hörte aus weiter Ferne den Schrei ihres Sohnes.

Irgendwie verrutschten die Gedanken.

Dann gaben die Knie nach. An der Wand und mit dem Rücken rutschte Sheila nach unten.

Der Ghoul aber kletterte in den Keller…

***

Johnny stand unbeweglich. Seine Augen waren groß und rund geworden. Die Finger hatten sich hart in den Stoff des braunen Teddybären gekrallt. Seine Lippen zitterten, Tränen rannen aus den Augen, und die Angst wurde so groß, daß sie ihm buchstäblich die Kehle zuschnürte und er nichts mehr sagen konnte.

Der Ghoul kam. Er schob sich schlangengleich durch das zerstörte Fenster und blähte seinen widerlich stinkenden Körper dabei auch noch auf.

Johnny sah ihn genau. »Nein!« schrie er. »Verschwinde. Du sollst weggehen…«

Der Ghoul schmatzte nur.

Vorfreude hielt ihn gepackt. Es war genau das, was ihm gefehlt hatte. Jetzt konnte niemand mehr entkommen. Er war fertig, er war da, er wollte fressen…

»Nein!« schrie Johnny. »Geh weg, bleib, von meiner Mutter! Mummy!« rief er dann.

Sheila hörte zwar die Stimme, aber sie reagierte nicht. Sie war wie gelähmt, zwar nicht bewußtlos, doch die Umgebung konnte sie kaum in Augenschein nehmen.

Und der Ghoul hatte seinen Spaß. Er ließ sich sogar noch Zeit, als er auf Sheila zuschlich. Johnny beachtete er gar nicht.

Der Kleine wußte wohl, daß seine Mutter in Gefahr war, aber er konnte dieses Wissen nicht in die rechten Bahnen lenken. Er stand nur da und starrte.

Sheila stöhnte auf. Sie kämpfte gegen die Schwäche, denn sie wußte, daß sie verloren war, wenn sie nun endgültig zusammenklappte. So weit war sie schon gekommen. Sie dachte unentwegt an ihren Sohn.

Der Raum schwankte. Er bewegte sich von einer Seite zur anderen, ging mal rechts hoch, dann wieder links, und Sheila hörte das Weinen

ihres Jungen.

Gleichzeitig sah sie auch dieses schleimige Ungeheuer vor sich, das bereit war, sie zu umschlingen, zu töten und dann…

»Johnny!« keuchte sie und riß die Augen weit auf, wobei sie noch den Kopf drehte. »Lauf weg, bitte…«

Johnny hörte nicht. Er hörte auch nicht die Klingel. Er stand da, hielt seinen Teddy umkrampft und starrte auf das schleimige Wesen, das bereits seinen Arm ausgestreckt hatte und Sheilas Füße berührte.

»Geh, Johnny, geh!« schrie Sheila Conolly und zuckte unter der Berührung zusammen…

***

Diesmal hatte ich Zeit. Keine Hetzfahrt zu den Conollys, wie ich sie schon des öfteren erlebt hatte…

Ich ärgerte mich auch nicht über den Verkehr, hörte während der Fahrt Radio und schaltete eigentlich völlig ab. Auch an den geheimnisvollen Jack the Ripper verschwendete ich keinen Gedanken. Darüber würde ich mir am nächsten Tag frühestens den Kopf zerbrechen.

Aber da hatten wir Samstag.

Nein, Freunde, am Samstag war nichts drin. Endlich mal Wochenende haben, ausspannen und was weiß ich nicht alles. Ich konnte mich mit Jane treffen, mit ihr ausgehen, und beim Essen würde das Gespräch sicher auf den Ripper kommen, so daß ich da kein schlechtes Gewissen zu haben brauchte.

Zudem freute ich mich auf Will Mallmann. Der Kommissar würde natürlich dabeisein, und ich konnte Jane fragen, ob sie nicht eine Bekannte hatte, die uns begleitete. Dann war Will nicht so einsam, und der Tod seiner Frau lag immerhin zwei Jahre oder noch mehr zurück.

Wir konnten aber auch einen Kneipenbummel machen, dann allerdings ohne Frauen. War auch nicht schlecht, so beim Bierchen zu stehen und über alles Mögliche zu sprechen, nur nicht über das, was uns beruflich beschäftigte und nervte.

Das würde sich jedoch alles ergeben. Ich kannte den Weg so gut, daß ich ihn schon fast automatisch fuhr und überrascht war, schon in der Nähe der Conollyschen Wohnung zu sein.

Einmal rechts, dann wieder links, und ich hatte die ruhige Straße erreicht, wo auch das Haus lag.

Langsam rollte ich mit dem Bentley weiter. Immer dicht am Straßenrand. Die Häuser waren kaum zu sehen, weil sie von dicht bepflanzten, großen Vorgärten verdeckt wurden. Bills Haus lag auf einem künstlich angeschütteten Hügel. Von der Straße her konnte man das rote Dach erkennen. Es war nicht völlig flach, sondern etwas

geneigt. Bill hatte auf einem Stückchen Speicher bestanden.
Ich lenkte den Silbergrauen auf das Tor zu und stellte fest, daß es nicht verschlossen war. Es ließ sich vom Haus her elektronisch öffnen und schließen.
Es war eine Seltenheit, daß Bill das Tor nicht verschloß, andererseits auch nicht so ungewöhnlich, wenn man bedachte, daß Besuch erwartet wurde. Und Dämonen oder andere finstere Gestalten ließen sich auch durch eine elektronische Sperre nicht aufhalten.
Ich rollte den gewundenen Weg hoch. Bill hatte ein großes Grundstück damals günstig erwerben können, und er hatte auch etwas daraus gemacht. Der künstliche Hügel, auf dem das Haus lag, war umgeben von einem großen Vor- und Rückgarten.
Im Sommer grünte und blühte es dort.
Vor der Doppelgarage gab es einen kleinen Parkplatz, wo ich meinen Wagen immer abstellte. Schon jetzt wunderte ich mich, daß die Rollos vor die Fenster gezogen waren; das stach sofort ins Auge.
Ich wurde mißtrauisch und beeilte mich, aus dem Wagen zu kommen. Im Laufschritt überwand ich die Distanz zur Haustür, klingelte und merkte keine Reaktion.
Niemand kam, um mir zu öffnen.
Da stimmte einiges nicht.
Ich rief Bills und Sheilas Namen, bekam abermals keine Antwort und dachte nach.
Es gab eine Chance. Man mußte um das Haus herumgehen, das war am besten.
Den Weg kannte ich im Schlaf. Vor mir sah ich den großen Rasen, darin eingebettet den Pool, dessen Wasser von schräg einfallenden Sonnenstrahlen betupft wurde und seltsam hell glitzerte.
Ich sah auch einen umgekippten Stuhl. Er lag dicht neben dem Becken.
Rasch lief ich hin, denn ein böser Verdacht keimte in mir hoch.
Man hatte schon oft Tote in Pools gelegt, sogar mich einmal.
Im Pool tat sich nichts. Nur ein paar Blätter schwammen auf der Oberfläche.
Ich drehte mich um. Mein Blick traf das Haus. Fenster sah ich nicht. Überall hingen die Rollos vor. Es sah aus, als wären die Conollys verreist.
Das war wirklich ein Ding.
Hier stimmte einiges nicht, und ich spürte den berühmten Kloß im Magen, der von Sekunde zu Sekunde dicker wurde. Er signalisierte mir die Gefahr.
Und noch etwas merkte ich.
Da lag irgendein Geruch in der Luft, der einfach nicht zum Garten passen wollte. Ich schaute mich um und erkannte auch die Ursache

des Geruchs.
Am Rand des Pools sah ich auf dem Boden dunkle Flecken, die zum Teil in dem Gras verschwanden, das dort begann, wo die Steine zu Ende waren.
Wie roch es?
Modrig, nach Verwesung, alt, nach Grab und Friedhof und nach Abwasser stinkend.
Klar, da gab es nur eins.
Ghouls!
Die Leichenfresser bei den Conollys! Auf einmal hatte ich das Gefühl, unter Strom zu stehen..
Da hörte ich den Schuß!

***

Die Pistole!
Mein Gott, wo ist die Pistole? Wenn ich sie hätte, dann könnte ich ihn erledigen.
Sheilas Gedanken überstürzten sich, während sich ihr Körper unter der Berührung des Ghouls verkrampfte.
Dieses Wesen würde sie umbringen, und dann…
Sie wagte nicht weiterzudenken. Ihr Blick irrte ab. Sie konnte den Ghoul nicht anschauen, und sie sah auch ihre Waffe.
Die lag auf dem Boden.
Zwei Yards entfernt.
Zu weit. Da kam sie nicht heran. Der Ghoul würde es ihr auf keinen Fall gestatten.
»Johnny«, ächzte sie. Der Name ihres Sohnes drang ihr fast automatisch über die Lippen. Sie hatte ihn nicht einmal bewußt ausgesprochen, aber jetzt merkte sie, daß der Junge wirklich ihre einzige Chance war. Wenn er ihr nicht half, dann konnte ihr niemand mehr helfen.
Und vor sich sah sie das Gesicht. Die Fratze des Ghouls. Widerlich verzerrt, in einer puddingartigen Masse schwimmend, die zitterte und sich bewegte.
Die Zähne waren gierig darauf, Sheila Conolly zu töten. Tropfen lösten sich und fielen auf Sheilas Kleid. Sie schlug nach dem Ghoul, traf ihn auch, doch ihre Hand versank wieder in der gallertartigen Masse.
Sheila schüttelte sich.
»Johnny!« keuchte sie, »die Waffe… Bitte … Gib mir die Waffe … Johnny, tu es… Die Pistole …«
Der Kleine hörte die Worte. Er schaute auf seine Mutter, und irgendwie schien er zu begreifen, daß es auf ihn ankam.
Der Teddy rutschte ihm aus den Händen, fiel zu Boden, und noch

einmal hörte er die Stimme seiner Mutter.
»Die Pistole…«
Da reagierte der Kleine. Er stolperte vor, stieß seinen Teddy an, der durch den Schwung bis an den Trockner rollte und dort liegenblieb. Auf halbem Weg lag die Pistole. Der Ghoul hatte nicht daran gedacht, sie an sich zu nehmen, aber Johnny.
Er bückte sich.
Seine kleinen Kinderhände faßten nach der Pistole, während Sheila kämpfte und keuchte. Sie drosch nach dem Ghoul, versuchte auch zu treten, doch das Wesen schien unbesiegbar. Es hatte keine feste Gestalt. Sheila konnte machen, was sie wollte, sie traf ihn mit körperlichen Kräften nicht entscheidend. Es gelang ihr auch nicht, den schleimigen Dämon zurückzudrängen, denn seine Kraft war enorm. Er hielt immer noch Sheilas rechten Arm fest.
Dabei stieß er ein widerliches Schmatzen und Schlürfen aus. Die Vorfreude erregte ihn noch mehr, trieb weiterhin Klumpen aus seiner geleeartigen Haut, die durchsichtig schimmerte, so daß sogar Adern darunter zu sehen waren, wenn man wie Sheila sich dicht vor dem Ghoul befand.
Johnny hob die Beretta hoch.
Sie war schwer, keine Spielzeugpistole, und zum erstenmal in seinem Leben hielt er eine scharfe Waffe in der Hand.
»Johnny…«
Es ging um Sekunden. Sheila konnte den Ghoul kaum noch abwehren, und dann war Johnny bei ihr.
Er bückte sich und sagte: »Da, Mummy!«
Mit der linken Hand nahm Sheila die Beretta. Himmel, sie hatte noch nie mit links geschossen, aber der Ghoul war so nahe, daß Sheila ihn nicht verfehlen konnte.
Der Dämon merkte die Gefahr. Er wollte zurückzucken. Da stieß Sheilas Hand bereits vor, und die Mündung der Pistole verschwand in der weichen Masse.
Sheila schoß.
Sie drückte einfach ab, und sie hörte den Knall, der für sie ein lebensrettendes Geräusch war. Sie wußte, daß sie den Ghoul getroffen hatte, und sie öffnete die Augen auch, die sie vor Angst geschlossen hatte, als es darauf ankam.
Der Ghoul zuckte.
Er warf sich nach hinten, und dann spritzte er förmlich auseinander, so daß es aussah, als würde er explodieren. Wie ein dicker, breiter Fleck lag er am Boden, breitete sich immer mehr aus, und da der Boden zum Abfluß hin ein leichtes Gefälle aufwies, rann die dicke, geleeartige Masse auch darauf zu.
Johnny starrte auf das Wesen, auf diese schreckliche Szene, und

Sheila wollte nicht, daß er es sah. Sie packte ihn und drückte ihn fest an sich, während die Beretta aus ihren Fingern rutschte.

Die Augen schwammen noch zuletzt in der Lache, und Sheila sah auch das Schimmern der Zähne.

Ein Anblick, der sie zutiefst schockte und auch regelrecht durchschüttelte.

Dann wurde die Tür aufgestoßen.

Auf der Schwelle stand ein Mann.

John Sinclair!

***

Auch ich hielt eine Waffe in der Hand und bekam den Rest des Dramas mit.

Der Ghoul hatte sich aufgelöst und verschwand im Abfluß.

Einzugreifen brauchte ich nicht mehr. Sheila hatte schon alles erledigt. Im letzten Augenblick war sie der ungeheuren Gefahr entkommen. Der Ghoul existierte nicht mehr.

Ich weiß nicht, ob sie mich gesehen hatte. Sie saß auf dem Boden, schluchzte und hatte Johnny, ihren kleinen Sohn, fest an sich gepreßt. Sie streichelte sein Haar und schien es selbst nicht zu bemerken. Auch mich hatte sie noch nicht entdeckt.

Ich steckte die Waffe wieder weg und schritt langsam in den Keller hinein.

Johnny sah mich zuerst. Plötzlich lächelte er, löste eine Hand von seiner Mutter und winkte mir zu. »Onkel John!« rief er. »Onkel John ist da, Mummy.«

Erst jetzt »erwachte« Sheila. Sie drehte sich langsam um und hob den Kopf.

Ich nickte ihr zu.

»John«, flüsterte sie. »Bist du es wirklich, oder ist es nur eine Halluzination?«

»Nein, ich bin es wirklich.«

»Mein Gott.«

Ich streckte meine Hand aus und half ihr hoch. »Komm erst mal, und ruh dich aus. Du hast es verdient, Sheila.« Sie ließ sich hochziehen, und ich mußte sie stützen, so sehr zitterte sie. Es waren der Schock, die Nachwirkungen des soeben Erlebten. Sheila konnte sich kaum auf den eigenen Beinen halten. Ich hatte Mühe, sie die Treppe nach oben zu bringen.

Im großen Wohnraum drückte ich Sheila in einen Sessel. Erst einmal sollte sie sich ausruhen. Dann ließ ich die Rollos hochfahren, und das helle Licht strömte durch die Scheibe, wobei es den ganzen Raum erfüllte.

»Ich hole dir etwas zu trinken«, sagte ich, ging zur Bar, und Johnny

begleitete mich.

Sheila bekam einen Cognac. Ich drehte den Inhalt des Schwenkers ein paarmal und drückte das Glas Bills Frau in die Hand. Sie nahm es mit einem dankbaren Nicken und trank.

Johnny stand neben dem Sessel und schaute seine Mutter an.

»Jetzt ist alles gut, nicht?« fragte er.

Sheila nickte. »Ja«, flüsterte sie, stellte das Glas weg und strich über Johnnys Wange. »Jetzt ist wirklich alles gut.«

Ich hatte auf der Couch Platz genommen und hockte dort auf der Kante. Aus der Tasche holte ich die Zigarettenpackung und hielt sie Sheila hin.

»Nein, danke, John, jetzt nicht.« Sie lehnte sich zurück, zog die Nase hoch, wobei sie mit beiden Händen durch ihr Haar strich und dabei verzerrt lächelte. »Ich muß schrecklich aussehen, John«, sagte sie. »Wenn Bill und Will kommen, dann…«

»Du solltest jetzt nicht an die anderen denken, sondern an dich«, sagte ich.

Sie nickte.

»Wie ist es eigentlich passiert?« Ich zündete mir eine Zigarette an.

Sheila berichtete. Bei der toten Katze fing sie an, und Johnny bekam große Augen, weil er ja gedacht hatte, die Katze wäre weggelaufen. Der Kleine unterbrach seine Mutter allerdings nicht.

Als sie geendet hatte, sagte ich: »Du hast dir sicherlich Gedanken darüber gemacht, wie der Ghoul ins Haus gekommen ist.«

»Natürlich, John. Eigentlich war er schon im Haus.«

Ich nahm einen Zug aus der Zigarette. »Wieso war er schon da?«

»Denk mal nach, John. Du hast sogar einmal gegen ihn gekämpft. Erinnerst du dich?«

Ich schlug mir gegen die Stirn. »Natürlich. Als Destero hier war und das Haus durch Asmodina in eine andere Dimension versetzt wurde. Jetzt ist mir alles klar. Den Ghoul haben wir nicht gefunden. Er mußte sich noch irgendwo hier befinden. Hast du davon nichts bemerkt?«

Sheila schüttelte den Kopf. »Nein, John. Ich habe ihn nicht gesehen und auch nicht gerochen. Er war einfach verschwunden. Deshalb habe ich auch nicht an ihn gedacht. Das mußt du verstehen.«

»Natürlich. Er wird sich irgendwo versteckt gehalten haben. Die Frage ist, wo.«

»Spielt das jetzt noch eine Rolle?«

»Möglich. Vielleicht war er nicht allein.«

»Du glaubst, daß noch mehrere Ghouls hier lauern?« Sheilas Stimme klang erschreckt.

»Ich rechne mit allem. In letzter Zeit habe ich einige Male gegen Ghouls gekämpft. Sie scheinen sich ziemlich mausig zu machen. Da liegt was in der Luft.«

»Xorron?« fragte Sheila. Sie war sehr gut informiert.
»Wahrscheinlich auch der.«
Da hatte Sheila ein Thema angesprochen, das mir im Magen lag.
Xorron war der Herr der Zombies und Ghouls. Er fehlte noch in Dr. Tods Mordliga und sollte erweckt werden. Wann das geschah, wußte ich nicht, aber lange konnte es nicht mehr dauern. Solo Morasso befand sich schon einige Zeit in New York, und irgendwann würde er auch auf Xorron stoßen.
Sheila schaute auf ihre Uhr. »Eigentlich müßten Bill und Will Mallmann gleich kommen.«
»Wann ist Bill denn gefahren?«
»Er ist schon über eine Stunde weg.«
»Der Verkehr ist ziemlich stark, Sheila. Ich habe es selbst erlebt auf der Fahrt. Und wenn ich nicht so gebummelt hätte, wäre längst alles gutgegangen.«
»Es hat ja auch so geklappt«, lächelte sie. Sheila hatte sich bereits einigermaßen erholt. Sie stand auf und entschuldigte sich. Ich wußte, daß sie im Bad verschwinden würde.
Johnny blieb zurück. Er kam und setzte sich auf meinen Schoß.
»Du hast uns lange nicht besucht, Onkel John.«
»Ich hatte auch viel zu tun.«
»Arbeitest du schwer?«
»Bestimmt.«
»Ich weiß auch schon, was ich später werden will«, erzählte er voller Stolz.
»Was denn?«
»Ich gehe auf den Jahrmarkt und kaufe mir ein Karussell.«
»Das ist das Richtige für dich«, lachte ich. »Darf ich denn da auch mal fahren?«
»Das ist doch ein Kinderkarussell.«
»Ach so, das wußte ich nicht.«
Sheila kam bald zurück. Sie hatte sich umgezogen und frisches Make-up aufgelegt. »Ich habe die Rollos wieder hochgezogen«, erklärte sie mir.
»Kann ich noch mal in den Keller?«
»Sicher, John, aber was willst du da?«
»Den Weg des Ghouls verfolgen.«
»Den kann ich dir auch so sagen.« Sheila erklärte mir, wo sie den Ghoul genau entdeckt hatte. Dazu gingen wir nach draußen. Johnny mußte im Haus bleiben. Ich schaute zwischen die Büsche, und dort sah ich die Knochen der Katze liegen.
Sie boten wirklich einen widerlichen Anblick, und ich schüttelte mich.
»Johnny hat sie zum Glück nicht gesehen«, erklärte mir Sheila.

»Das war auch besser so.«
»Ich gehe wieder ins Haus, John, denn bald müssen die beiden kommen. Da will ich das Essen fertig haben.«
»Okay, dagegen habe ich nichts.«
Sheila ließ mich allein zurück.
Ich blieb im Garten. Bill und der Kommissar aus Deutschland ließen sich wirklich Zeit. Auch bei dichtem Verkehr hätten sie schon hier sein müssen.
Dann hörte ich Sheilas Stimme. »Bill hat gerade angerufen, John.«
»Und?«
»Sie kommen nicht weiter. Es hat einen Unfall gegeben. Die beiden hängen fest.«
»Ist ihnen etwas passiert?«
»Nein, aber sie waren direkt hinter den beiden Unfallwagen. Wird wohl eine Stunde dauern. Zeugenbefragung und so…«
»Okay, ich mache es mir hier im Garten gemütlich.«
»Gut. Möchtest du etwas zu trinken haben?«
»Wenn du Saft hast.«
»Kein Bier?«
Ich lachte. »Eigentlich wollte ich nicht so unverschämt sein. Das wäre mir natürlich lieber.«
»All right, ich bringe es dir.«
»Nein, ich hole es schon.«
Die Conollys hatten immer deutsches und tschechisches Pils im Haus. Beides schmeckte mir gut. Diesmal trank ich deutsches Pils.
Es stammte aus einer Dortmunder Brauerei. Die helle Krone war herrlich fest, und die Flüssigkeit leuchtete wie reifer Weizen.
Sheila hatte sich ebenfalls ein Glas eingeschenkt, und wir prosteten uns zu.
»Das ist doch was«, sagte ich, wobei ich die Augen verdrehte.
»Ein Spitzengenuß.«
Ich hatte wirklich Durst, so daß es zischte, als ich trank. Das herrliche Getränk rann mir die Kehle hinunter.
Bis über die Hälfte leerte ich das Glas. Der große Durst war gestillt.
»Möchtest du noch?« fragte Sheila.
Ich winkte ab und nahm gleichzeitig den nächsten Schluck, wobei ich das Glas austrank. »Danke, Sheila, das reicht, wirklich.«
»Okay.« Sie nahm mir das Glas ab und brachte es in die Küche.
Ich dagegen blieb noch im Garten. Schließlich wollte ich sehen, woher der Ghoul gekommen war.
Wieder trat ich an den Rand des Grundstücks, wo der Ghoul auch die Katze verspeist hatte. Um die Reste summten zahlreiche Fliegen. Hinter den Büschen hatten sich die Conollys einen Holzzaun anlegen lassen, der das Gelände umschloß.

Jeweils drei Bretter standen waagerecht übereinander mit Zwischenräumen. Dadurch konnte die Katze sehr wohl schlüpfen, sie waren auch groß genug für einen Ghoul.
Die Leute, die jenseits der Rückseite des Conollyschen Grundstücks wohnten, kannte ich nicht. Ich hatte wohl mal Bekanntschaft mit anderen Nachbarn gemacht, woraus dann der Fall mit Lupina, der Königin der Wölfe, geworden war.
Tannen hatten die Besitzer gepflanzt. Sie bildeten einen dichten Wall, allerdings nicht so dicht, als daß ich nicht hätte hindurchschauen können.
Das tat ich auch.
Eine Bewegung irritierte mich. Stimmen hatte ich nicht vernommen. Natürlich konnte alles völlig harmlos sein. Die Besitzer des Hauses hielten sich auf ihrem Grundstück auf, aber ich war mißtrauisch geworden. Das Auftauchen des Ghouls hatte mich ein wenig nervös gemacht, wie ich ehrlich zugab.
Deshalb bog ich die Zweige einer Tanne zur Seite, so daß ich eine freie Sicht besaß.
Zwei Männer sah ich.
Und wie die Eigentümer des Hauses sahen sie mir nicht aus. Sie trugen beide hellgraue Kleidung, und da mir einer sein Gesicht zugedreht hatte, sah ich die bleiche Haut. Das Gesicht erinnerte mich an einen lebenden Totenschädel.
Jetzt stieß der Kerl seinen Kumpan an. Der zuckte herum und sah mich durch die Zweige schauen.
Er reagierte wie ein ertappter Dieb, warf sich auf dem Absatz herum und rannte weg, wobei er den anderen mitzog.
Die Kerle hatten ein schlechtes Gewissen! Vielleicht waren es Einbrecher. Oder hatten sie mit dem Auftauchen des Ghouls zu tun?
Ich wollte es wissen und mir die Typen deshalb schnappen.
Leider gab es dabei ein kleines Handicap. Ich mußte zuvor über den Zaun klettern und mich dann durch die Tannen wühlen. Ein Zweig schob sich unter mein rechtes Hosenbein. Als ich über den Zaun stieg, hakte er sich fest, und ich mußte ihn abschütteln. Das bekamen die beiden Typen in Grau mit.
Sie gaben Fersengeld!
Ruckartig drehten sie sich um und rannten quer über das große Grundstück, das wellig angelegt war und dessen Rasen in einem satten Grün glänzte.
Es war eine prächtige Anlage, und auch das Haus gefiel mir, als ich es näher sah. Es war als Fünfeck gebaut, Rollos hingen vor den Fenstern. Die Besitzer schienen wirklich nicht anwesend zu sein.
Ich erreichte einen kleinen Weg. Man hatte ihn mit rötlich schimmernden Steinen gepflastert. Auf ihnen konnte ich besser als auf

dem Gras laufen.

Die Garage war so groß wie bei anderen Leuten das Einfamilienhaus. Vor den beiden Toren blieb ich stehen.

Wo steckten die Kerle in Grau?

Ich sah sie nicht, sosehr ich mich auch umblickte. Ein paar Schritte waren es nur bis zum Eingang. Schräg fielen die Sonnenstrahlen auf die große Glastür und zauberten dort ein Muster. Die Tür wies keinerlei Beschädigungen auf. Demnach hatten die Männer in Grau auch nicht versucht einzubrechen.

Was wollten sie dann? Von meinem Standpunkt aus hatte ich einen wirklich guten Blick. Das Gelände fiel etwas ab. Vom Rosenrondell bis zur Grenze war es allerdings eben.

Wieder sah ich zahlreiche Tannen, und neben den Bäumen stand ein kleines Haus. Kein Pavillon, sondern ein Schuppen für Gartengeräte. Er besaß einen grünen Anstrich. Deshalb hatte ich ihn so rasch nicht ausmachen können.

Sollten sich die beiden Einbrecher dort verkrochen haben? Das war gut möglich. Gesehen hatte ich es jedenfalls nicht, aber ich wollte mich doch überzeugen.

Auf der Strecke zum Gartenhaus gab es keinerlei Deckung. Wohl war mir nicht dabei, als ich sie überquerte, doch es geschah nichts, was mich mißtrauisch machte. Die Ruhe, die mich umfing, konnte man schon als trügerisch bezeichnen.

Die Zweige der Tannen wiegten sich im Wind, wenn sie von ihm gestreichelt wurden. Sie drückten auch gegen die Holzfassade des Hauses und wuchsen fast vor bis zur Tür, die offenstand.

Es war kaum zu sehen. Ich erkannte es auch nur, weil ich im schrägen Winkel darauf zulief.

Und sie sah mir überhaupt nicht danach aus, als wäre sie mit einem Schlüssel geöffnet worden. Nein, da hatte jemand nachgeholfen.

Die Männer in Grau?

Vor der Tür blieb ich stehen. Ich hatte es mir zur Angewohnheit gemacht, die Beretta auch bei mir zu tragen, wenn ich nicht gerade vorhatte, irgendeinem Dämon zu begegnen. Dazu war ich einfach schon zu böse überrascht worden.

Das Haus besaß Fenster, die allerdings verschlossen waren. Ich konnte nicht hindurchschauen. Grüne Holzläden waren vor die Scheiben gezogen.

Mit dem Fuß trat ich gegen die Tür.

Da sie nicht verschlossen war, schwang sie auch zurück. Dabei quietschte sie erbärmlich. Ich wunderte mich, daß ich das Quietschen nicht gehört hatte, als die beiden das kleine Gartenhaus betraten. So wurde ich ein wenig unsicher. Steckten sie vielleicht nicht in diesem Bau?

Das von außen durch die Tür fallende Licht erhellte das Innere des Häuschens einigermaßen. Ich sah zahlreiche Geräte, wie man sie auch zur Gartenarbeit verwendet. Da gab es Spaten, Harken, Hacken und Schaufeln.

Nur von den Männern in Grau entdeckte ich keine Spur.

Dafür störte mich der Geruch.

Im Gartenhaus roch es sowieso muffig, nur kam noch eine andere widerliche Duftkomponente hinzu. Sie roch nach Moder und Grab.

Ich zog die Beretta.

Wenn mir so ein Duft entgegenwehte, dann wußte ich Bescheid.

Entweder handelte es sich dabei um Zombies oder um Ghouls. Die Zombies konnte ich streichen. Hier hatte ich es mit Ghouls zu tun.

Wieder einmal, denn in letzter Zeit waren diese widerlichen Wesen aus ihren Verstecken gekrochen.

Auf der Schwelle blieb ich stehen. »Kommt raus!« sagte ich scharf. »Ich weiß, daß ihr hier seid.«

Nichts rührte sich.

Ich ging weiter.

Zwei Schritte betrug die Distanz, die ich zurücklegte, und dann hörte ich über mir ein Schaben.

Blitzschnell kreiselte ich herum.

Man hatte mich doch reingelegt. Einer der Kerle hockte neben der Tür auf einem Regal und stieß mit einer zweckentfremdeten Waffe nach mir.

Es war eine Harke. Obwohl ich zurücksprang, erwischte sie mich doch. Dicht unter dem Kinn traf sie meinen Hals, und zwar ziemlich hart. Ich konnte von Glück sagen, nicht zu Boden gestoßen worden zu sein.

Der Kerl hatte geduckt auf dem Regal gehockt. Jetzt sprang er nach unten.

Auch hinter mir hörte ich ein Geräusch.

Das war der andere.

Ich tauchte nach rechts weg. Mein Glück, sonst hätte mich der Hieb mit der Schaufel voll erwischt. Natürlich hätte ich schießen können, aber ich war mir bis zu diesem Zeitpunkt wirklich nicht darüber im klaren, ob ich es hier mit Dämonen oder nur mit normalen Menschen zu tun hatte.

Deshalb drehte ich mich und hämmerte mit beiden Fäusten zu.

Die Aufprallwucht wurde noch durch das Gewicht der Beretta verstärkt. Der Schaufelschläger bekam den Hieb voll mit und wurde gegen die Wand geschleudert, wo er zusammenbrach und liegenblieb.

Ich wollte mich um den anderen kümmern, doch der Kerl mit dem Totenkopfgesicht war schon verschwunden.

Ich ließ ihn laufen, denn ich hatte den zweiten. Der würde mir

sicherlich einiges verraten können, denn bewußtlos war er durch den Treffer nicht geworden.

Ich ließ ihn in die Mündung der Beretta schauen und lächelte dabei eisig. »Das war ein einwandfreier Mordversuch!« hielt ich ihm vor. »Was haben Sie dazu zu sagen?«

Er schaute mich an. Vor seinem Gesicht konnte man wirklich Angst bekommen. Es war so bleich, als hätte er es mit Puder eingerieben. Deshalb kamen mir seine Augen auch so unnatürlich groß vor. Groß und dunkel stachen sie über der Nase hervor, die eigentlich keine war. Sie hob sich kaum ab, schien auf das Gesicht geklebt zu sein und bestand im wesentlichen aus zwei großen Löchern. Genau wie der Mund nur ein Loch war.

Aus ihm strömte mir der allseits bekannte Gestank entgegen.

Moder und Verwesung, eine wirklich vorzügliche Ghoul-Mischung.

Trotzdem wollte ich es genau wissen. »Diese Pistole hier ist mit geweihten Silberkugeln geladen!« sagte ich gefährlich leise. »Du weißt, was geschieht, wenn ich dich damit treffe?«

Der Kerl mit dem Totenkopfgesicht zuckte zusammen. Ich hatte ihn mit diesen Worten getroffen.

»Wer bist du?«

»Der Botschafter.« Die Antwort klang krächzend. Seine Stimme war kaum zu verstehen.

»Und was hast du für eine Aufgabe?«

»Ich muß ihnen Bescheid geben.«

»Wem?«

»Den Brüdern und Schwestern überall.«

»Den Ghouls?«

Darauf bekam ich keine Antwort. Er schaute mich nur an. Ausdruckslos. Nicht einmal Angst hatte er.

»Über was solltest du deine Brüder und Schwestern informieren?« hakte ich nach.

Da grinste er. Höhnisch und überheblich, wie ich annahm. »Über seine Rückkehr.«

Obwohl ich die Antwort bereits im voraus ahnte, fragte ich dennoch danach.

»Xorron kommt!« sagte er. »Es ist soweit. Ich spüre es. Es kann nicht mehr lange dauern. Und wir werden ihm einen gebührenden Empfang bereiten.« Er lachte leise, weil er plötzlich so siegessicher war. »Niemand kann ihn stoppen. Alle, die es versuchen, werden getötet. Xorron ist stark. Endlich haben wir, die Ghouls, unseren Anführer zurück.«

»Ist er schon zurückgekehrt?«

»Ich weiß es nicht, aber man bereitet alles vor.«

»Wo?«

»Nicht hier, sondern weit weg.«
»In Amerika?« fragte ich.
»Vielleicht.«
Ich nickte. Das war es also. Da hatte ich wieder die Verbindung.
Ich mußte an mein letztes Ghoul-Abenteuer in den U-Bahn-Schächten denken. Dort war ich auf Dr. Tod und Lady X getroffen. Sie hatten ebenfalls einiges vorbereiten wollen, um Xorron einen würdigen Empfang zu gewährleisten, denn Dr. Tod hatte lange forschen und suchen müssen, bis er den Platz fand, wo auch Xorron hauste.
Das sollte in New York sein. »Er ist also noch nicht auferstanden?« fragte ich abermals.
»Nein, aber er kommt.«
»Ihr erwartet ihn hier in London?«
»Nicht hier.«
»Wo dann?«
War er bisher sehr redselig gewesen, so schwieg er plötzlich. Das wollte er nicht verraten. Ich beugte mich weiter vor und drückte ihm die Pistolenmündung gegen die Wange. Dabei bemerkte ich, daß seine Haut doch nicht so straff war, wie sie eigentlich aussah.
Im Gegenteil. Sie war weich, gab sogar ziemlich stark nach, und die Mündung drang in das weiche, schwammige Fleisch.
»Ich kann dich töten«, sagte ich. »Es ist besser, wenn du redest.«
Er verzog seinen Mund.
»Also?«
»Du wirst es nicht schaffen«, hechelte er. »Die anderen sind zu stark.«
»Okay, dann kannst du es mir ja erzählen.«
Er zögerte noch, schaute in mein Gesicht und sah wohl den harten Ausdruck in den Augen.
»Gut«, flüsterte er, »ich sage es dir. Kennst du den Güterbahnhof von Putney?«
»Gehört habe ich davon. Ich selbst war noch nicht da.«
»Dort werden wir uns treffen.«
»Wer ist wir?«
»Die Ghouls. Alle Ghouls in der Umgebung haben wir zusammengetrommelt.«
»Und da wartet ihr auf ihn?«
»Nein, wir fahren weiter und singen den Totenchor. Totenchor der Ghouls, ein Willkommensgesang für ihn, für Xorron, unseren Herrn und Meister, der…«
»Wo fahrt ihr hin?«
»An den Ort, wo alles für seine Rückkehr vorbereitet ist. Und das schon lange. In einem Bunker.«
Ich stockte. Bevor ich die nächste Frage stellte, mußte ich überlegen.
Bunker! Da hatte er etwas gesagt. Ich dachte zurück. Meine

Gedanken beschäftigten sich mit der Vergangenheit, und plötzlich fiel es mir ein. Die fliegenden Särge! Jawohl, Freunde. Erinnern Sie sich noch? Wir hatten damals Särge in einem alten Militärbunker im Manövergebiet des Sandhurst Forest entdeckt.

Hunderte von Särgen standen dort, und gemietet hatte diesen Bunker Logan Costello, der Mafioso. Wahrscheinlich nicht aus eigenem Antrieb, denn hinter ihm stand Solo Morasso, alias Dr. Tod. Wieder einmal schloß sich der Kreis. An das Lager hatte ich wirklich nicht mehr gedacht. Aber so bekam ich bestätigt, daß alles einen Sinn hatte, erschien es auch noch so konfus oder sinnlos.

»Ihr fahrt also in den Bunker?« wollte ich wissen.

»Ja.«

»Mit dem Zug?«

»Sicherlich. Es gibt dort eine alte Eisenbahnstrecke. Keiner denkt mehr an sie, aber sie ist noch befahrbar, und von Putney führt sie hin.«

»Und wer fährt den Zug?«

Da lachte der Ghoul dreckig und antwortete: »Wir bekommen immer, was wir haben wollen.«

»Wie viele Ghouls sind in dem Zug?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ungefähr.«

»Vielleicht zehn, vielleicht 50 – oder 100?«

Verflucht! 100 Ghouls. Wenn das stimmte, dann gute Nacht, Marie.

»Wo ist dein Kumpan?«

»Weg!«

»Das weiß ich selbst. Welchen Weg hat er genommen?«

»Durch die Unterwelt.«

Mal wieder die Kanalisation. Wie schon so oft. Da fühlten die Ghouls sich wohl, ebenso wie vor kurzem ein Riesenkrake, der Bill Conolly in seiner Gewalt gehabt hatte.

»Läßt du mich laufen?« fragte er.

Ich ging nicht auf seine Frage ein und erkundigte mich, was er und sein Artgenosse hier gewollt hatten.

»Wir hatten dem Ghoul, der hier wohnte, Bescheid sagen wollen. Aber es gibt ihn nicht mehr.«

»Genau.«

»Willst du mich auch töten?« fragte er, und während er diese Frage stellte, verwandelte er sich. Seine Haut wurde schwammig.

Sie erinnerte an einen Teig, der langsam auslief und seine Spuren in dem Gesicht des Monsters hinterließ. Aus dem menschlichen Gesicht wurde nun eine widerliche, verzerrte Masse. Der Leichengestank drang mir entgegen. Sein Mund klaffte auf. Ich sah plötzlich gefährliche Reißzähne und hatte innerhalb von Sekunden einen

Original-Ghoul vor mir, den widerlichsten aller Dämonen.
Hart preßte ich die Lippen aufeinander. Ich sah, wie sich der rechte Arm meines Gegners bewegte. Er suchte nach einem Gegenstand, mit dem er schlagen konnte.
Da krümmte ich den Finger.
Der Schuß klang nicht einmal laut, aber die Silberkugel hieb quer durch den teigigen Schädel des Monsters und zerstörte ihn.
Der Ghoul zuckte noch einmal zusammen, kippte dann nach hinten und schlug mit den Armen um sich. Es klatschte, als er aufschlug.
Er verging. In einer blassen, stinkenden Lache löste er sich auf.
Sie lag wie ein heller Teppich auf dem Boden, ein widerlich stinkender See, der Rest von diesem schrecklichen Dämon.
Ich verließ die Hütte und schüttelte mich dabei. Die Sonnenstrahlen blendeten mich ein wenig, und ich hatte das Gefühl, in eine andere Welt zu treten.
Die Beretta behielt ich sicherheitshalber in der Hand, als ich die nähere Umgebung der Hütte absuchte.
Ziemlich versteckt und genau neben einem Wasserbecken, wie ich es von Friedhöfen her kannte, fand ich einen Gully, dessen Deckel nicht mehr fest, sondern schräg auflag.
Dort war der zweite Ghoul also geflohen.
Ihn zu verfolgen, hatte keinen Sinn. Sein Vorsprung war einfach zu groß. Zudem hatte ich das an Informationen, was ich haben wollte. Für mich ging es jetzt darum, das Schlimmste zu verhüten.
So rasch es ging, lief ich zurück.
Sheila war schon nervös, weil ich so lange weggeblieben war.
»Wo hast du gesteckt?« empfing sie mich.
Ich berichtete in knappen Worten.
Ihre Augen wurden groß. »Aber das ist ja schrecklich«, sagte sie. »Da kann man ja von einer Invasion der Ghouls reden.«
»Leider.«
»Wenn doch die beiden schon hier wären.«
Ich nickte. »Da hast du ein wahres Wort gesprochen, Sheila. Aber jetzt hör zu. Wenn das alles stimmt, was ich gehört habe, steht uns einiges bevor. Ich werde das kaum allein schaffen können. Ich sage dir jetzt, wo Bill und Will mich finden können.«
»Sollen sie zu dir kommen?«
»Ja, Sheila. Es tut mir leid. Ich habe mir den Abend auch anders vorgestellt, aber es geht jetzt ums Ganze. Ich muß verhindern, daß die Ghouls es schaffen. Ich habe vor einigen Monaten dieses Sarglager gesehen, es ist riesig, glaub mir. Das kann ungeheuer gefährlich werden. Diese Ghouls dürfen sich nicht entfalten. Ich will nicht, daß Xorron hier eine kleine Armee vorfindet.«
»Kannst du seine Erweckung nicht verhindern?« fragte sie mich.

»Dazu muß ich nach New York, Mädchen. Und bisher hat mir noch niemand Bescheid gegeben. Ich kann nicht einfach hinfahren und sagen, hier bin ich, ich will Xorron suchen. Die Leute dort würden mich auslachen.«

»Ja, das stimmt.« Sheila schaute mich an. »Das heißt also, es muß erst etwas passieren, bevor du in New York eingreifen kannst.«

»So ist es.«

Sheila schüttelte den Kopf. »Lieber Himmel, hört das denn nie auf?« flüsterte sie.

»Kaum«, erwiderte ich. »Wir befinden uns nun einmal in diesem Kreislauf und kommen nicht raus.«

»Und Suko?«

»Den rufe ich jetzt an.« Mit zwei Schritten stand ich am Telefon, nahm den Hörer und tippte die Nummer.

Shao war am Apparat. Ich erkundigte mich, wie es Suko ging. »Er schläft im Moment.«

»Kannst du ihn wecken?«

»Ist es denn wichtig?« erkundigte sie sich mit besorgter Stimme.

»Sehr.«

»Gut, warte.«

Eine halbe Minute später vernahm ich die Stimme meines chinesischen Freundes. Verschlafen klang sie wirklich nicht. Auch Suko wußte, daß ich ihn nicht zum Spaß aus dem Bett riß. Ich berichtete.

Natürlich war Suko sofort bereit zu kommen.

»Nicht zu den Conollys«, sagte ich. »Schwing dich auf deinen Feuerstuhl, und fahr direkt nach Putney zu dem alten Güterbahnhof. Dort wirst du uns sicherlich treffen.«

»Dann kommt Bill auch?«

»Ja, er bringt Kommissar Mallmann mit.«

»Okay, John, du kannst dich auf mich verlassen.«

»Danke, und beeile dich.« Ich legte auf und drehte mich um.

Sheila lächelte.

»Es wird bestimmt alles gutgehen«, sagte ich zu ihr. »Wir sind ja keine heurigen Hasen. Und sage bitte den beiden Bescheid, daß sie schnell kommen sollen.«

»Mache ich, John.«

»Mit einer Gefahr für dich brauchst du hier nicht mehr zu rechnen, Mädchen. Ich habe erfahren, daß dieser eine Ghoul hier nur abgeholt werden sollte.«

Sie nickte und begleitete mich zur Tür. Aus dem Bentley winkte ich Sheila noch einmal zu.

Dann fuhr ich los.

Ein netter Abend unter Freunden hatte es werden sollen, und nun

befand ich mich bereits auf dem Weg zu einem brandgefährlichen Horror-Trip…

***

Sie war eine hübsche, junge Frau, und sie wußte es. Dabei brauchte sie sich nicht erst im Spiegel zu betrachten. Wenn sie es trotzdem tat, dann nur, um sich wieder einmal bestätigt zu fühlen. Außerdem war sie eitel wie jedes 20jährige weibliche Geschöpf.

Ihr Haar schimmerte braunrot, und sie hatte wirklich grüne Augen. Zudem standen sie noch leicht schräg, was an eine Katze erinnerte, und darauf war Maureen Dale besonders stolz. Sie wußte selbst, daß sie die Männer verrückt machen konnte, und sie hatte wirklich mehrere an jedem Finger.

An diesem Abend wollte sie wieder losziehen. Sich richtig austoben in der Disco. Wochenende, mal kein Büro, sondern Freizeit und einen draufmachen. Verabredet war sie eigentlich nicht. In der Disco gab es genügend junge Männer, die sie kannte.

Der Vater würde sich wieder ärgern. Er war eifersüchtig auf seine Tochter und besonders jetzt, wo die Mutter zur Kur gefahren war, aber festbinden konnte er sie nicht.

Nachdem sie dem Spiegel ade gesagt hatte, wandte sich Maureen Dale ihrem Kleiderschrank zu, wo sie unter zahlreichen Pullovern, Röcken, Hosen und Westen wählen konnte.

Sie konnte sich nicht entscheiden, und sie räumte erst einmal alles zur Seite.

Hinten, ganz links, hing das, was sie benötigte. Die grüne Disco-Kleidung. Ja, das Grün paßte zu ihren Augen und kontrastierte hervorragend zu der rötlich schimmernden Haarflut.

Es war ein grüner Overall, den sie aus dem Schrank nahm, und eine Bluse dazu, die aussah, als wäre sie aus Seide gefertigt, was jedoch nicht stimmte. Ein changierter Stoff, der glänzte, wenn die Lichtstrahlen der Spotlights auf ihn fielen.

Maureen nickte. Ja, das war genau das Richtige für sie. Damit wollte sie am heutigen Abend wieder die Disco-Queen werden, denn einmal im Monat wurde gewählt, und Maureen hatte den Titel bereits zweimal in diesem Jahr gewonnen. Das ärgerte die anderen natürlich ungemein. Ihr jedoch machte es Spaß, mal so richtig auf den Putz zu hauen und die Rivalinnen um Längen hinter sich zu lassen.

Sie zog den Reißverschluß der Jeans auf und ließ die Hose langsam nach unten rutschen. Währenddessen zog sie schon den Pullover über den Kopf. Der Saum strich an ihren Brüsten entlang, die klein, fest und die Form reifer Äpfel hatten. Auf einen BH verzichtete Maureen. Den hatte sie nicht nötig. Noch einmal schaute sie sich an, zeichnete mit den Fingern den Schwung der Hüften nach und nickte zufrieden.

Ja, sie konnte sich sehen lassen. Die jungen Kerle würden sie wieder wählen. Die weitgeschnittene Bluse flatterte über ihren Kopf, in die Overallhose rutschte sie auch hinein, und sie schüttelte das braunrote Haar aus, bevor sie grüne Spangen hineinsteckte. Auf ein Stirnband verzichtete sie. Die Haare sollten sich beim wilden Tanz ruhig lösen und ihr ins Gesicht fallen. Irgendwie machte sie das an, und nicht nur sie, auch die Männer.

Maureen trat an Fenster. Nicht weit entfernt schimmerten die Lichter des Güterbahnhofs Putney. Es gab eine Zeit, da hatte sie sich mal geärgert, wenn sie aus dem Fenster schaute und eine triste Industrieanlage sah, aber ihr Vater hatte ihr erklärt, daß gerade diese Anlage die Familie ernährte, und da hatte sie nie mehr etwas Negatives darüber gesagt. Es war noch nicht dunkel, aber die Dämmerung ließ auch nicht auf sich warten. Sie schob sich heran und war nicht aufzuhalten. Dabei kroch sie auf die Gleisanlagen zu, auf denen abgestellte Wagen standen. Hohe Masten ragen in den Himmel. Bei Dunkelheit leuchteten vor ihnen Scheinwerfer.

Hochspannungsleitungen zogen sich von Mast zu Mast. Signale standen wie stumme Wächter da, und die abgestellten Züge erinnerten Maureen Dale an ruhende Schlangen!

Sie mußte auch ehrlich zugeben, daß sie sich an das Bild gewöhnt hatte. Ja, sie sah sogar einen ureigenen Reiz darin, und das eben stimmte sie froh.

Zur Disco war es eigentlich etwas zu weit, um hinzulaufen. Da hatte Maureen jedoch keine Probleme. Männliche Fahrer gab es genug. Sie konnte sich sogar die Autos aussuchen, mit denen sie fahren wollte, und sie suchte sich an jedem Wochenende einen anderen aus.

Heute war Teddy Tears an der Reihe. Er fuhr einen deutschen Wagen, einen schwarzen Golf, der ziemlich schnell war, dafür aber auch mehr Benzin verbrauchte.

Teddy war zwei Jahre älter und als Aufreißer bekannt. Bisher hatte er bei Maureen noch nicht landen können. Außer einem flüchtigen Kuß war nichts gewesen, und wie Maureen den Knaben kannte, würde er es heute abend sicherlich wieder versuchen.

Sollte er…

Fertig angezogen war sie. Jetzt kamen noch ein paar Duftwässerchen hinzu, etwas bunter Flitter ins Haar, und die Disco-Queen war fertig, so hoffte Maureen.

Als sie die Tür des kleinen Zimmers öffnete, rief ihr Vater von unten.

»Ja, Dad, ich komme schon.« Maureen schloß die Tür ab. Hier oben schliefen sie und ihre Eltern. Es war eng in dem Haus, doch die Verwaltung der Bahn stellte eben kein größeres zur Verfügung.

Bereits in der ersten Etage liefen die Wände schräg, genauso, wie das Ende des Flurs hinter ihr.

Eine steile Treppe führte hinunter. Die Stufen knarrten, wenn man sie betrat. Schon als kleines Kind hatte Maureen es gelernt, die Treppe im richtigen Winkel zu laufen. Darin war sie sehr geschickt, und sie hatte es wirklich geschafft, die Stufen ohne einen Fall hinter sich zu bringen.

Ihr Vater saß in der Küche. Auf dem Tisch standen zwei Gedecke.

Als Maureen den Raum betrat, drehte sich Jerry Dale um. Jetzt war zu sehen, von wem Maureen das rote Haar besaß. Von ihrem Vater.

Sein Haar besaß dieselbe Farbe, nur stand es buschiger und strohiger vom Kopf ab. Auch mit einem Kamm war es kaum zu bändigen. Jerry Dale hatte breite Schultern. Seine Augen blickten klar, und man hatte das Gefühl, dieser Mann konnte einem Menschen auf den Grund der Seele schauen. Er war ein aufrechter Kerl, Zugführer von Beruf, und seine Kollegen hatten ihn als Vertrauensmann gewählt. An diesem Wochenende hatte er frei.

Sein ganzer Stolz galt Maureen. Er selbst hätte gern mehr Kinder gehabt, aber leider war es seiner Frau nicht vergönnt gewesen, noch andere zu bekommen.

Er schaute seine Tochter an und lächelte. Maureen war dicht hinter der schmalen Türschwelle stehengeblieben und drehte sich einmal im Kreis.

»Gefalle ich dir, Dad?«

Der Mann nickte, »Ja, du gefällst mir, wirklich. Du wirst wieder alle jungen Männer verrückt machen, das glaube ich bestimmt.«

Maureen lachte, und ihre Augen blitzten. Es war schön, so herrlich jung zu sein.

»Wie deine Mutter«, sagte Jerry Dale. »Genauso. Wenn sie dich hier so sehen würde…«

»Hätte sie Angst um mich«, erklärte Maureen.

»Mütter sind eben so«, stellte ihr Vater fest. »Es war vor 21 Jahren nicht anders, mein Kind.«

»Ich weiß, du hast oft genug davon erzählt.«

»Jetzt iß aber was.«

»Was hast du denn gekocht?«

»Riechst du das nicht?«

»Es gibt das gleiche wie gestern.«

Ihr Vater grinste. »Und wie vorgestern, mußt du noch sagen. Eier, Speck und Kartoffeln.«

»Was gibt es denn morgen.«

»Das gleiche in umgekehrter Reihenfolge.«

Maureen lachte, lief auf ihren Vater zu und gab ihm einen Kuß auf die Wange. »Du bist herrlich, Dad, wirklich.« Sie setzte sich an den Tisch.

»Möchtest du auch Bier?«

Maureen schüttelte den Kopf. »Nein, dann habe ich eine Fahne!«
»Sehr richtig, und die stört beim Küssen.«
»Du kennst dich aus, Daddy.«
Jerry Dale nahm die Pfanne vom Ofen. »So lange ist es auch noch nicht her, daß deine Mutter und ich uns kennengelernt haben. Und vergessen habe ich nichts.«
»Das sagt Mutter auch immer.« Maureen hob beide Hände, weil der Vater ihren Teller zu gut füllen wollte. »Nicht, laß sein, ich will nicht gemästet werden.«
»Als junger Mensch muß man essen.«
»Das tue ich ja.«
Jerry Dale gönnte sich ein Bier. Das Essen dampfte auf den Tellern. Vater und Tochter langten zu.
»Noch zwei Wochen, dann kommt deine Mutter zurück«, sagte Jerry.
»Hoffentlich hat sie sich gut erholt.«
»Bestimmt, die Seeluft wird ihr guttun.«
»Und was machst du heute abend?« fragte Maureen.
»Ich schaue in die Glotze. Sie zeigen einen Film, und danach gehe ich ins Bett. Vergiß deinen Schlüssel nicht.«
»Klar, Dad.«
Sie aßen schweigend. Das Mädchen holte sich eine Flasche Mineralwasser.
»Davon bekommt man wirklich keine Fahne«, grinste Jerry Dale.
»Genau, Dad.«
»Wer holt dich denn heute ab?«
»Den kennst du nicht.«
»Darf ich trotzdem seinen Namen erfahren?«
»Klar. Teddy Tears.«
»No, noch nie gehört.«
»Wußte ich doch.«
»Ist er nett?«
»Ein Schaumacher. Denkt, er wäre der Schönste, und versucht es mit jeder.«
»Bist du dir da nicht zu schade?«
»Natürlich, aber er hat einen schnellen Wagen. Ich lasse mich ja auch nur von ihm fahren.«
Jerry Dale lachte. »Du bist schon ein raffiniertes Luder, Maureen. Erst die Männer verrückt machen und sie dann zur Seite schieben.«
»Die wollen doch alle was von mir und ich nichts von ihnen.«
»Das stimmt auch wieder.«
Sie aßen schweigend. Bis es plötzlich klingelte. Vater und Tochter schauten sich an.
»Dein Galan ist aber früh heute«, sagte Jerry.
Maureen schüttelte den Kopf. »Das kann er noch nicht sein, Dad. Ich

hatte ihn erst für später bestellt.« Sie warf einen Blick zur Uhr.
»Da ist noch über eine Viertelstunde Zeit.«
Jerry Dale stand auf. »Ich werde mal nachschauen.«
»He, Dad«, rief Maureen, als ihr Vater bereits an der Tür stand.
»Wenn er es tatsächlich sein sollte, läßt du ihn draußen warten. Er soll sich an die Zeiten gewöhnen.«
»Alles klar.« Jerry Dale kniff ein Auge zu. Während es zum zweitenmal schellte und er zur Tür ging, schüttelte er den Kopf. »Ein raffiniertes Luder, die Kleine. Wie ihre Mutter, wirklich.«
Der Hausflur war schmal. Die Tür besaß in der oberen Hälfte einen Glasaufsatz. Durch eine Gardine war er undurchsichtig gemacht worden. Deshalb sah Jerry Dale nicht, wer draußen stand, und er öffnete nichtsahnend.
Im ersten Moment erschrak er, denn den Besucher hatte er noch nie gesehen.
Dem Aussehen nach hätte er aus einem Gruselkabinett stammen können. Ganz in Grau war er gekleidet. Hinzu kam, daß die Dämmerung inzwischen Fortschritte gemacht hatte und die Kleidung des Mannes noch mehr verwischte.
Deshalb leuchtete das Gesicht fahl, als hätte der Unbekannte es angestrichen.
Jerry Dale war kein Mensch, der sich leicht fürchtete. Heute wurde es ihm doch mulmig. Er mußte sich zweimal räuspern, bevor er eine Frage stellen konnte.
»Sie wünschen?«
»Sind Sie Mr. Dale?« Die Stimme des Unbekannten klang rauh, obwohl sie nur flüsterte.
»Ja, der bin ich. Kommen Sie zur Sache, ich esse gerade. Was wünschen Sie?«
»Sie wünsche ich mir.«
»Mich?«
»Ja.«
»Das verstehe ich nicht.« Jerry Dale war durcheinander.
»Wollen wir nicht ins Haus gehen?« fragte der Unbekannte.
»Ich denke gar nicht daran. Ich…«
»Daddy, wer ist es denn?«
Jerry Dale drehte sich halb um. Er wollte die Antwort in den Flur hineinrufen. Und das war sein Fehler. Er hatte nicht gesehen, daß der unbekannte Besucher einen Totschläger in der Hand trug.
Damit schlug er blitzschnell zu.
Jerry Dale sah noch eine schattenhafte Bewegung. Er schaffte es allerdings nicht auszuweichen. Der Hieb traf ihn seitlich am Kopf.
Ein halbes Weltall sprühte vor seinen Augen auf, und er wurde in den Flur katapultiert. Mit dem Rücken fiel er gegen die Wand, stöhnte,

und dort, wo ihn der Hieb getroffen hatte, platzte die Haut an der Schläfe auf. Ein dünner Blutfaden sickerte aus der Wunde. Er lief an seinem Gesicht entlang. Als er das Kinn erreichte, lag Jerry Dale bereits am Boden.

Der Besucher in Grau schloß die Tür und schritt an dem benommenen Jerry Dale vorbei. Er hatte es nicht weit bis zur Küche, und dort saß Maureen.

Sie hatte nicht weitergegessen, nachdem ihr Vater aus der Küche gegangen war. Leider war die Tür fast zugefallen. Durch den schmalen Türspalt konnte sie kaum etwas verstehen.

Doch hörte sie den Aufschlag. Maureen wußte nicht, was das Geräusch zu bedeuten hatte. Sie bekam allerdings ein ungutes Gefühl.

Etwas stimmte hier nicht. Die Ahnung einer drohenden Gefahr breitete sich aus.

Das Mädchen stemmte beide Hände auf die Tischplatte und stützte sich hoch. Sie saß auf der schmalen Eckbank. Hinter ihr befand sich die Wand, vor ihr die Küchentür.

Und die wurde aufgedrückt.

Langsam, wie Maureen es nicht gewohnt war, denn so betrat keiner von der Familie die Küche.

Das war ein Fremder!

Maureen wurde bleich, denn zuerst sah sie die Hand. Blasse Finger, wie durchscheinend, die sich um das Holz gekrallt hatten, und mit langen, spitzen Nägeln versehen.

Dann erschienen ein dunkler Ärmel und schließlich der Mann.

Mit einem Ruck drückte er die Tür auf.

Fast schwang sie bis zur Wand. Kurz davor kam sie zur Ruhe.

Maureens Augen wurden groß. Auf der Türschwelle stand ein Fremder!

***

Im ersten Augenblick bekam sie keinen Ton hervor. Unheimlich sah der Mann aus. Er war ganz in Grau gekleidet, trug eine graue Jacke und eine graue Hose. Das Gesicht dagegen schimmerte in einem fahlen Weiß, wie bei einem Toten, der schon mehrere Tage im Sarg gelegen hatte. Maureen wußte selbst nicht, wieso sie auf diesen Vergleich kam, aber es war nun mal so.

Der unheimliche Geselle sagte keinen Ton. Nur seine in den Höhlen liegenden Augen musterten das Girl. Das allerdings sehr ausgiebig. Die Blicke tasteten die Gestalt ab, fingen am Gesicht an, glitten über den Körper, und dann breitete sich um die Lippen des Fremden ein grausames Lächeln aus.

Maureen fröstelte. Sie war ansonsten eine sehr couragierte Person, aber in diesen Augenblicken hätte sie sich gern meilenweit

weggewünscht.
»Wer… wer sind Sie?« Ihre Stimme war kaum zu verstehen, die Lippen zitterten.
»Ich will dich.«
Ein Reif schien sich um Maureens Brust zu legen. Die Antwort hatte so bestimmt geklungen, daß sie keinen Grund sah, dem Unheimlichen nicht zu glauben.
»Mich?«
»Ja, dich und deinen Vater.«
»Was ist mit ihm?«
»Er liegt in der Diele.«
»Ist er…?« Maureen schluckte. »Ist er …?«
»Nein, er ist nicht tot, wenn du das meinst, aber er wird es bald sein, wenn du nicht tust, was ich dir sage, meine Kleine. Wir brauchen euch.«
»Wozu?«
»Das sage ich dir und deinem Vater noch rechtzeitig.« Bisher war der Unheimliche an der Tür stehengeblieben, jetzt ging er langsam vor. Er blieb erst stehen, als er fast den Tisch berührte. Nur die Platte trennte die beiden noch.
Sie schauten sich an. Maureen zitterte, und nun bemerkte sie zum erstenmal den Gestank, den dieser Fremde ausströmte. Es war etwas, das sie nicht kannte; er roch nicht nach Mensch, nicht nach Schweiß oder Rauch, sondern nach Moder.
Ja, nach Moder und Verwesung. Jetzt wußte sie Bescheid. Diesem Geruch konnte man hin und wieder auf Friedhöfen begegnen, und da hatte sie ihn auch schon wahrgenommen.
Friedliche Absichten hatte der Unheimliche bestimmt nicht. Aber was konnte er wollen?
Maureen dachte an Flucht. Wenn es ihr vielleicht gelang, aus dem Fenster zu klettern, konnte sie Hilfe holen. Das Haus stand zwar ziemlich einsam, gehörte der Bahn und befand sich auch auf deren Gelände, aber 500 Yards weiter begann eine kleine Siedlung, wo ebenfalls Bahnhäuser standen. Dort mußte es möglich sein, Hilfe zu bekommen.
Ihr Blick irrte zum Fenster. Es war nicht groß. Eine Person konnte jedoch hindurchklettern.
Der Unheimliche ahnte, welche Gedanken sich im Kopf des Mädchens bewegten, und er ließ es gewähren.
Da zuckte Maureen zusammen.
Es war noch nicht völlig dunkel. Sie konnte durch die Scheibe schauen, und sie sah dahinter eine Bewegung. Nicht nur das. Eine schreckliche Gestalt hielt sich am Fenster auf und preßte ihr Gesicht von außen gegen die Scheibe.

Schwammig, widerlich, mit kugelrunden Augen und einem Maul, das der Unbekannte weit aufgerissen hatte. Ein Abziehbild des Schreckens bot er.

Maureen schüttelte den Kopf. Nein, das war zuviel. Und als die Gestalt hinter dem Fenster die Hand hob, wobei sie über die Scheibe glitt, wurde Maureen vom Grauen geschüttelt, denn die Klaue hinterließ auf dem Glas eine widerliche Schleimspur, die langsam an der Scheibe hinabrann und sich unten sammelte.

Der Mann in Grau aber lachte. »Das ist kein Scherz. Wir brauchen euch, und das Haus ist umstellt.«

Maureen nickte, obwohl sie es gar nicht wollte. »Aber weshalb braucht ihr uns?«

»Das werdet ihr später erfahren.« Er wandte sich um, als in diesem Augenblick die Tür aufgestoßen wurde.

Jerry Dale taumelte in den Raum.

Maureen stieß einen Schrei aus, als sie das blutverschmierte Gesicht ihres Vaters sah, der sich kaum aufrecht halten konnte, bis zum Tisch vortaumelte und sich dort schwer aufstützte, um auf den Beinen bleiben zu können.

Jerry Dale keuchte. Der Schlag hatte ihn schwer erschüttert.

Explosionsartig zuckten die Schmerzen durch seinen Kopf, aber Jerry war sich darüber im klaren, daß er jetzt nicht nachgeben durfte.

Er mußte durchhalten, das war er sich und seiner Tochter schuldig.

Maureen schwieg. Nur ihre Augen zeigten eine unnatürliche Größe. Sie starrte ihren Vater an und mußte mit ansehen, wie der Fremde seine Hand ausstreckte und sich die fünf Finger in das Haar des Mannes wühlten, wobei der Mann in Grau Jerry Dale so weit zurückzog, bis dieser gegen ihn fiel.

»Lassen Sie ihn!« keuchte Maureen.

»Halt deinen Mund!«

Jerry Dale verzog das Gesicht. Seine Schmerzen mußten zugenommen haben, denn der Griff des Unheimlichen war verdammt hart. Dale preßte die Lippen zusammen, so daß sie nur noch einen Strich bildeten. Auf seiner Stirn lag der Schweiß. Das Gesicht glänzte, als hätte man es mit einer Speckschwarte eingerieben.

»Wenn ihr beide nicht genau das tut, was ich von euch verlange, werde ich euch töten!«

Die Worte waren hart und klar gesprochen. Maureen hatte sie ebenso vernommen wie ihr Vater.

»Ist das klar?«

Maureen nickte.

»Auch bei dir, Mann?«

»Okay!« keuchte Jerry.

Da ließ der Mann in Grau ihn los. Jerry Dale fiel nach vorn. Er wollte

sich noch auf der Platte abstützen, aber seine Arme knickten weg. Sie hielten das Gewicht nicht, und Jerry Dale fiel über den Tisch. Er räumte dabei zwei Teller ab, die zu Boden fielen und dort zersprangen.

Jerry Dale blieb liegen. Die Augen hatte er aufgerissen. Zwei Teller waren vom Tisch gefallen, das Besteck jedoch lag noch auf der Platte. Und er sah das Messer.

Dicht vor seinen Augen befand sich der Griff. Es war ein sogenanntes Steakmesser. Jerry hatte es genommen, weil das andere Besteck schmutzig war.

Nun erwies es sich als Vorteil. Die Klinge war an ihrem Rand ziemlich scharf, vorn sehr spitz, und sie würde auch den Körper des Kerls durchdringen, wenn er fest genug zustach.

Diese Gedanken durchzuckten Jerrys Kopf. Es waren Mordabsichten. Seltsamerweise erschrak er nicht einmal davor, sondern sah es als Notwehr an.

Er bemerkte, daß der ungebetene Gast sich ein wenig zur Seite bewegte. Dabei ging er nach links, ein sehr günstiger Stellungswechsel, und Jerry Dale zögerte nicht mehr.

Seine Finger packten zu. Sie umklammerten den Holzgriff. Er riß das Messer hoch und fuhr mit der Waffe in der Hand herum. Plötzlich erschien der Körper des Mannes in Grau dicht vor ihm.

Riesengroß kam er ihm vor. Er konnte ihn nicht verfehlen und versenkte die Klinge in die Brust des Mannes.

Ja, er schaffte es, fiel sogar noch gegen den Unheimlichen, erwartete Blut, das aus der Wunde treten würde – und sah nichts.

Die Hälfte der Klinge war in die Brust des Mannes gedrungen, der nur auflachte und zurücktrat.

Jerry Dale verlor das Gleichgewicht, weil er sich nicht mehr abstützen konnte, und fiel hin.

Als er aufschlug, schrie auch Maureen. Sie hatte beide Hände gegen ihr Gesicht gekrallt. Wie ihr Vater bekam sie mit, daß sich der unheimliche Gast schüttelte, dann höhnisch lachte und sich schließlich das Messer aus dem Körper zog, als wäre überhaupt nichts geschehen.

Er war unverwundbar!

Die Klinge hielt er in der Hand. Aus seinen Mundwinkeln lief eine gelbe, stinkende Flüssigkeit, und für einen Moment sah es so aus, als wollte er die Waffe in den Körper des am Boden liegenden Mannes stoßen.

»Nein, nicht!« schrie Maureen. »Bitte!«

Der Mann in Grau zögerte und blickte das Girl an. Maureen kam um den viereckigen Tisch herum. Sie zitterte und hatte Angst um das Leben ihres Vaters.

Der Ghoul schleuderte das Messer in die Ecke. »Diesmal habt ihr Glück gehabt. Rechne nicht damit, daß ich weiterhin Rücksicht nehme.«

Maureen nickte unter Tränen. Sie glaubte diesem Menschen jedes Wort. Aber war er überhaupt ein Mensch? Man konnte ihn nicht verletzen, er war unverwundbar.

Aus großen Augen starrte sie ihn an, und der Ghoul konnte sich ein triumphierendes Lachen nicht verbeißen.

»So kann man mich, einen Ghoul, nicht töten!«

»Ghoul?« flüsterte Maureen. Noch nie hatte sie das Wort gehört, sie kannte es nicht.

»Richtig, ein Ghoul. Und weißt du, Mädchen, was wir Ghouls sind?« zischte er.

»Nein…«

»Leichenfresser!« schleuderte der Unheimliche dem Girl ins Gesicht.

Pfeifend holte Maureen Atem. Sie konnte es einfach nicht glauben. Das war unmöglich, das war…

»Wir ernähren uns von den Toten. Wenn ich deinen Vater umbringe, wird er…«

»Nicht weiterreden!« flüsterte Maureen, »bitte nicht.«

»Dann tut, was ich sage.«

Maureen nickte heftig. Das Haar hatte sich gelöst und fiel in ihr Gesicht. Sie wischte die Strähnen nicht einmal zur Seite. Es war schwer für sie, die Worte überhaupt zu begreifen.

»Schaff ihn auf die Beine!« befahl der Ghoul.

Maureen gehorchte. Sie bückte sich, und ihre Hände faßten nach den Schultern des Vaters. Jerry Dale stieß ein Knurren aus. »Laß mich, Maureen, das kann ich allein.« Er wälzte sich auf den Rücken, hob seinen rechten Arm und umfaßte die Tischkante. Langsam zog er sich hoch. Maureen wischte ihm mit einem Taschentuch das Blut aus dem Gesicht.

Jerry Dale starrte den Ghoul an. »Du bist nicht zu verletzen«, sagte er rauh.

»Stimmt. Und hoffentlich hast du meine Worte gehört und weißt inzwischen, was ein Ghoul ist!«

»Ja, das habe ich.«

»Wirst du dich danach richten?«

»Was wollt ihr von uns?«

Der Ghoul kam nicht dazu, eine Antwort zu geben, denn in diesem Moment klingelte es…

***

Die Schweigepause dauerte Sekunden. Das Mädchen, der Mann und der Dämon starrten sich an.

Bis der Ghoul als erster das Wort übernahm. »Wer ist das?« zischte er.

»Ich… Ich weiß nicht«, erwiderte Maureen leise.

»Lüg nicht.« Der Schlag traf das Mädchen unvorbereitet. Gegen ihre rechte Wange klatschte die Pranke, die sich anfühlte wie Pudding. Nur ein Fingernagel zog noch eine blutige Spur in die Haut.

Maureen war gegen den Tisch gefallen. Der Ghoul hielt sie an der linken Schulter fest und schüttelte sie. »Wer ist es also? Du weißt es. Sag es mir!«

»Ein… Ein Bekannter!«

»Laß ihn rein!« forderte der Ghoul.

Maureen nickte.

Als es zum zweitenmal schellte und sie sich noch immer nicht gerührt hatte, drückte der Mann in Grau das Girl herum und stieß es auf die Tür zu. »Öffne!« knurrte er, »und laß dir nur keine Dummheiten einfallen, sonst seid ihr alle drei verloren.«

Maureen drehte sich um. »Was soll ich machen?« hauchte sie.

»Hol ihn rein!«

Da nickte sie und ging. Sie konnte die Füße kaum vom Boden abheben, so schwer fiel es ihr. Ihr schwindelte. Die Tür drehte sich vor ihren Augen. Hart riß sie sie auf, so daß Teddy Tears erschrak und einen Schritt zurücktrat.

»He, was ist denn los? Du bist aber heute stürmisch. Schon fertig?« Er lächelte mit perlweißen Zähnen. Sein Oberlippenbart war ebenso schwarz wie das Haar. Er trug einen dunkelblauen Discoanzug mit weißen Samtbiesen an den Rändern. In seinem Hosengürtel blitzten Perlen.

»Komm doch rein.«

»Gern. Aber dein Alter?«

»Macht nichts.« Maureen gab den Weg frei.

Teddy Tears betrat das Haus und schaute sich um. Dann zog er die Nase hoch.

»Hast du was?« fragte das Girl.

»Hier riecht es so komisch.«

Maureen erschrak. Hatte er etwas bemerkt? »Wir haben erst vor ein paar Minuten gegessen.«

»Deshalb.« Teddy war ziemlich forsch. Er ging durch bis zur Küche, übertrat die Schwelle und lief in sein Verderben.

Erbarmungslos packte die Pranke des Ghouls zu!

***

Ich hatte mich zweimal verfahren, denn bis Putney war es eine ganz schöne Strecke. Außerdem hatte mich der Weg noch nie hierhergetrieben, und es war eine ziemlich düstere Ecke, wie ich

schon bei der Hinfahrt bemerkte.

Hier wohnten nicht die Reichsten. Es gab zahlreiche schmale Straßen. Schlechtes Pflaster war an der Tagesordnung, so daß ich ziemlich langsam fahren mußte.

Dem Gelände hatte ich mich von Norden her genähert. Es war die falsche Seite, denn links von mir befand sich eine hohe Mauer, die auf ihrer Krone zusätzlich noch durch Stacheldraht gesichert war, so daß es schon lebensgefährlich war hinüberzuklettern. Die Mauer lief parallel zur Straße. Auf der anderen Seite standen Mietshäuser mit schmutzigen Fassaden. Im Grau der Dämmerung wirkten sie noch düsterer. Nur das Licht hinter manchen Fenstern bewies, daß hier überhaupt Menschen wohnten.

Ich passierte eine Kneipe, die schon außen so schmutzig war, daß ich nicht einmal als halb Verdurstender meinen Fuß in sie gesetzt hätte. Vor dem Lokal lagen zwei Betrunkene und schliefen ihren Rausch aus. Rechts löste sich aus dem Schatten der Mauer eine Gestalt und torkelte auf meinen Wagen zu. Das Streulicht der Scheinwerfer erfaßte sie, und ich dachte schon vorbeizusein, als eine Faust gegen das Heck des Bentley hämmerte.

Der Schlag ließ mich zusammenzucken, aber in dieser Gegend mußte ich damit rechnen, von irgendwelchen Pennern angegriffen zu werden, die ihre Wut – ob verständlich oder nicht – einfach an anderen Menschen ausließen, die mehr besaßen als sie.

Ich fuhr weiter.

Die Ampel erschien mir wie ein Zeichen aus einer anderen Welt.

Sie zeigte Rot. Für meine Seite, denn ich mußte weiter geradeaus.

Links zweigte ein Weg ab. Er führte in irgendein Dorf am Stadtrand. Ich sah auch einen Hinweis auf einen östlichen Motorway.

Sekunden später konnte ich weiterfahren. Vielleicht noch Yards, dann hörte die Mauer auf. Licht schimmerte in der Dämmerung. Es waren hohe Laternen, die ihre weißen Strahlen nach unten warfen, so daß sie auf die Schienen fielen und die Metallstäbe hell aufblitzten.

Ich senkte die Geschwindigkeit noch weiter und schaute mehr nach rechts. Irgendwo mußte ich doch über die Gleise kommen.

Den Durchgang fand ich, sah jedoch auch das kleine Häuschen mit dem Wärter, der auf eine Schranke achtete und verwundert aufstand, als das Licht der Autoscheinwerfer sein Haus überflutete.

Er verließ seinen Bau.

Als ich die Scheibe nach unten surren ließ, bückte er sich, und ich schaute in ein faltiges Gesicht, in dem graue Bartstoppeln wucherten.

»Wo wollen Sie hin?«

»Da rein«, sagte ich, wies mit einer Hand auf das Gitter und zeigte ihm gleichzeitig meinen Ausweis.

»Polizei?«

»Ja.«
»Gibt’s denn was Besonderes?«
»Das kann ich jetzt noch nicht sagen. Es ist eine Aktion, die im geheimen abläuft. Dabei kann es sein, daß noch mehr Kollegen kommen.« Ich beschrieb ihm Suko, Bill und Will Mallmann.
»Lassen Sie die Männer auf jeden Fall durch.«
»Ja, Sir.« Er grüßte, verschwand in seinem Bau, und wenig später öffnete sich die Schranke.
Ich hatte freie Fahrt.
Die Reifen rumpelten über Holz und Schienen. Dieser Güterbahnhof war ziemlich groß, wie ich schon beim Hineinfahren hatte feststellen können. Leider hatte ich keinen Anhaltspunkt, wo ich meine Feinde suchen sollte. Allerdings wollte ich auch nicht mit dem Wagen fahren, sondern zu Fuß gehen. Da hatte ich dann einen besseren Überblick. Ich suchte einen Parkplatz und fand ihn neben einem Backsteingebäude, vor dem eine Laterne brannte.
Hier stellte ich den Bentley ab und schaltete auch die Alarmanlage ein. Wer den Wagen stahl, sollte sich wundern. Pistole, Kreuz und Dolch trug ich bei mir. Auch die Gnostische Gemme und die magische Kreide. Nur das Schwert des Destero hatte ich zurückgelassen. Gegen die Ghouls brauchte ich es nicht.
Dann machte ich mich auf den Weg. Nicht weit entfernt sah ich die ersten Wagen. Es waren offene Güterwaggons, mit Sand voll beladen. Sie würden wahrscheinlich erst am Montag abgeholt. An der Waggonreihe schritt ich entlang. Nach dem fünfzehnten Wagen war die Schlange beendet.
Ich hatte freie Sicht.
Vor mir liefen die Schienen auseinander. So jedenfalls sah es aus.
Zahlreiche Weichen teilten sie. Ich sah mindestens acht Bahnen.
Einige davon waren leer, andere wiederum trugen mehrere Güterwagen als schwere Last.
Man hatte die Züge hier abgestellt, aber von den Ghouls entdeckte ich nichts.
Ein kühler Wind strich über das Feld. Wenn ich unter einer der Lampen herschritt, warf mein Körper einen Schatten. Es war ruhig, und obwohl dieser Ort wirklich kein Gruselplatz war, konnte man ihn doch als unheimlich bezeichnen.
Irgendwie strahlte er eine gewisse Kälte aus. Ein frostiges Gefühl überkam mich. Dieser Platz war ein Hort der Einsamkeit, eine Zurschaustellung der Technik mit all ihrer Seelenlosigkeit, die auch die Dunkelheit nicht gnädig verdecken konnte.
Ich sprang über einige Gleise und mußte achtgeben, daß ich nicht stolperte.
Neben einem Signal blieb ich stehen. Über mir sah ich die

Hochspannungsleitungen. Sie summten leise. Wer daran geriet und Kontakt mit dem Boden bekam, war verloren.

Schräg vor mir standen einige Waggons. Sie waren verschlossen.

Ich lief hinüber und schaute sie mir näher an. Vor keiner Tür entdeckte ich eine Plombe. Deshalb zog ich die erste auch auf.

Ein leerer Wagen.

Beim zweiten erging es mir nicht anders. Erst der dritte Wagen hielt eine Überraschung für mich parat. Als ich mit meiner kleinen Lampe hineinleuchtete, traf der Strahl genau das Gesicht eines Penners, der erschreckt hochzuckte und einen heiseren Schrei ausstieß, wobei er schon sein Bündel zusammenraffte, was darauf schließen ließ, daß er Routine im Verschwinden hatte.

»Sorry«, sagte ich. »Schlaf weiter.«

»Hä?«

Ich rammte die Tür wieder zu und ging. Die anderen Wagen waren leer. Kein Ghoul zu sehen oder zu riechen.

Da hörte ich ein Geräusch. Es paßte nicht zu den anderen, leiseren, denn es war ein Rollen und ein leises Rattern.

Da kam eine Lok.

Kein Zug, das konnte ich genau heraushören. Dafür war das Rollen der Räder zu leise.

In Deckung des ersten Wagens blieb ich stehen. Ich schaute dabei in die Richtung, aus der ich das Geräusch vernommen hatte. Es steigerte sich, und nun erkannte ich auch den klotzigen Schatten auf einem der Gleise.

Die Lok befand sich drei Gleise neben mir. Es waren noch einige Yards, die ich zu überwinden hatte, und ich sah auf dem Gleis, das von der Lok befahren wurde, einen Güterzug stehen.

Befanden sich dort die Ghouls – oder lief alles völlig normal ab?

Vielleicht wurde hier des Nachts gearbeitet. Andererseits störte es mich, daß dieses nur auf einem Gleis geschah. Weshalb wurden die anderen nicht mit einbezogen?

Mir gefiel das überhaupt nicht. Zunächst einmal blieb ich in meiner Deckung und lauerte.

Eine innere Spannung hielt mich umfangen. Ich hatte vom Totenchor der Ghouls gehört. Wie viele von ihnen steckten in den Wagen? Wirklich 100?

Nein, daran durfte ich nicht denken, und ich konzentrierte mich wieder auf die Lokomotive.

Sie hatte die Wagen fast erreicht, war noch langsamer geworden und berührte nun den ersten Waggon.

Sie stand.

Ich wartete ab, befand mich jedoch auf dem Sprung, um schnell da sein zu können.

Vorerst geschah nichts. Niemand ließ sich blicken. Selbst der Lokführer stieg nicht aus, um nachzuschauen, ob die Ankupplung geklappt hatte.

Lange wollte ich nicht mehr stehenbleiben, gab noch zehn Sekunden hinzu und startete.

Geduckt sprang und huschte ich über die Schienen. Der Schotter bildete eine Stolperfalle, doch ihn schaffte ich glatt. Mein Atem ging kaum schwerer, als ich den abgestellten Güterzug erreichte. Neben dem letzten Wagen blieb ich stehen.

Ich hörte Stimmen.

Obwohl es ruhig war, konnte ich leider nicht verstehen, was sie sagten. Allerdings identifizierte ich eine der Stimmen als die einer Frau.

Vielleicht ein weiblicher Ghoul?

Es war schwer, eine Entscheidung zu treffen. So blieb ich sicherheitshalber in Deckung, weil ich niemanden in Gefahr bringen wollte.

Schritte!

Sie klangen an der Wagenreihe auf und kamen auch näher. Ich machte mich klein, riskierte aber einen Blick um den letzten Wagen herum.

Da sah ich einen Bekannten.

Es war der zweite Ghoul, der ganz in Grau gekleidet war und dessen Gesicht auch hier fahl leuchtete. Vor dem drittletzten Waggon blieb er stehen und riß die Tür auf.

Ich hörte zahlreiche Stimmen. Obwohl leise gesprochen wurde, vereinigten sie sich jedoch in ihrer Gesamtheit zu einem fast heulenden Singsang.

War das schon der Totenchor?

Plötzlich bemerkte ich den Geruch. Er wehte mir nicht von vorn entgegen, wo sich der Wagen mit der offenen Tür befand, sondern traf mich von der Seite.

Ich drehte mich um.

Zwei Ghouls standen da, schleimig, widerlich, mit platzenden Geschwüren bedeckt, dabei tropfend und auslaufend.

Gier stand in ihren Augen. Die Zähne funkelten in den Rachen.

Eins stand fest: Sie wollten mich töten.

Einen Schuß konnte ich mir nicht erlauben. Er hätte die anderen aufgeschreckt. Also mußte ich die gefährlichen Leichenfresser auf eine andere Art und Weise ausschalten.

Ich zog den Dolch!

***

Teddy Tears wurde überrascht. Mit allem hatte er gerechnet, nur

nicht mit so einem Empfang. Die fünf Finger umklammerten seinen Hals, der Griff war unbarmherzig, und die höllische Kraft des Ghouls drückte Teddy nach unten.

Er würgte und röchelte, bis die Hand ihn losließ und Teddy zu Boden fiel.

Dumpf schlug er auf.

Maureen und ihr Vater waren starr vor Schreck. Sie schauten auf den jungen Mann, der sich schwerfällig auf den Rücken wälzte und einen benommenen Eindruck machte.

Als er es geschafft hatte, hielt der Ghoul im grauen Anzug das Küchenmesser in der Hand.

Maureens Augen wurden groß. Sie wußte, was der Unheimliche vorhatte.

»Nein!« schrie sie und sprang ihm in den Arm. Der Ghoul traf sie mit der Linken.

Maureen kreiselte um ihre eigene Achse und landete im Flur, wo sie von einer schleimigen Gestalt aufgefangen wurde, die sie sofort umklammerte.

Das Girl versteifte. Die Angst wuchs ins Unermeßliche. Sie nahm den schrecklichen Geruch wahr und brachte vor Entsetzen keinen Ton mehr hervor, während der Ghoul sie eisenhart festhielt und nicht mehr aus den Klauen ließ.

Aus der Küche hörte sie ein grauenhaftes Geräusch und dann das Aufschluchzen ihres Vaters.

Im nächsten Moment war es still.

Drei Sekunden vergingen in atemloser Spannung. Dann erschien der Unheimliche in der Türöffnung.

In seiner rechten Hand hielt er das Messer. Von der Klinge tropfte Blut…

Maureen wußte Bescheid. Sie merkte auf einmal, wie ihr die Beine einknickten, sie allerdings nicht fallen konnte, weil der Ghoul sie festhielt.

Der Mann in Grau winkte.

Im nächsten Augenblick sackte Maureen zusammen. Das schleimige Monster hatte sie losgelassen. Es schlich an dem Mädchen vorbei und betrat die Küche.

Maureen hörte die Geräusche nicht, die bis in die Diele klangen, die Ohnmacht war stärker. Allerdings hielt sie nicht lange an. Als das Girl die Augen wieder aufschlug, stand der Mann in Grau neben ihr. Ihr Blick traf sein Gesicht.

Er hatte blutige Lippen.

Aus der Küche taumelte ihr Vater. Gelbgrün war er im Gesicht.

Ihm war schlecht geworden, denn er hatte alles mit ansehen müssen. In seinen Augen stand ein Ausdruck, den Maureen noch nie in ihrem

Leben gesehen hatte.
Wahn!
Hinter dem Vater erschien das schleimige Wesen. Es hielt noch einen Knochen in der Hand, den es jetzt wegschleuderte. Maureen konnte nicht mehr weinen, sie konnte auch nicht schreien, in ihr war eine fürchterliche Leere.
Die Personen drängten sich in der engen Diele. Der Mann in Grau hatte die Befehlsgewalt übernommen. »Hoch mit dir! Los, auf die Beine. Wir haben zuviel Zeit verloren.«
Maureen stand auf. Sie erlebte die folgenden Minuten wie in Trance und wunderte sich, als kühle Luft sie traf.
Sie standen vor der Haustür. Dort parkte auch der schwarze Golf, und Teddy hatte den Schlüssel steckenlassen. Die Türen waren ebenfalls offen.
»Kannst du fahren?« fragte der Mann in Grau und wandte sich damit an Jerry Dale.
Der nickte.
»Dann steig ein. Aber laß dir nur nichts einfallen, sonst ergeht es dir und deiner Tochter wie dem anderen.«
»Ich weiß.« Mit gesenktem Kopf schritt Dale auf den Golf zu und öffnete die Türen.
Er würde fahren. Der Mann in Grau nahm neben ihm auf dem Beifahrersitz Platz, und in den Fond mußten Maureen und das schleimige Ghoul-Monster steigen.
Maureen fürchtete sich. Dieses widerliche Monster machte ihr Angst. Sie roch die grauenhafte Ausdünstung, regelrechte Schwaden, die in ihre Nase stiegen, und sie drückte sich in die äußerste Ecke. Der Schleimige hämmerte als letzter die Tür zu.
»Starten!« befahl der Mann in Grau.
Jerry drehte den Schlüssel. Augenblicklich sprang der Motor des Golf an. Erst jetzt bekam Jerry Dale das Ziel genannt. Er mußte zum Güterbahnhof.
»Wo dort?« erkundigte er sich mit tonloser Stimme.
Der Mann in Grau lachte. »Du kennst dich doch so gut aus, mein Freund. Nimm nur nicht den Haupteingang, sondern fahre auf Schleichwegen in das Gelände. Schaffst du das?«
Jerry nickte.
»Dann los!«
Es dauerte etwas, bis Jerry Dale mit dem Wagen zurechtkam.
Während er fuhr und alles wie einen bösen Traum erlebte, saß seine Tochter im Fond und hielt den Blick gesenkt. Sie weinte lautlos, und der Ghoul neben ihr bedachte sie mit gierigen Blicken. Für die Dämonen stand fest, daß sie beide Menschen nicht mehr lebend zurücklassen würden, wenn die Aufgabe beendet war…

***

Will Mallmann und Bill Conolly schauten Sheila entgeistert an, als die ihren Bericht beendet hatte. Beide konnten kaum fassen, was geschehen war.

»Und das entspricht wirklich alles den Tatsachen?« fragte der deutsche Kommissar.

»Ja.«

Will Mallmann und Bill Conolly kreuzten die Blicke. »Dann müssen wir los«, sagte der Deutsche. »Und ich hatte gedacht, ich könnte mal Urlaub machen.«

»Aber nicht, wenn John Sinclair in der Nähe ist«, erwiderte der Reporter.

»Wollt ihr nicht auf Suko warten?« fragte Sheila.

Bill warf einen Blick zur Uhr. »All right, wir geben ihm eine Viertelstunde. Ist er dann nicht da, fahren wir ohne ihn ab.«

Damit war auch Will Mallmann einverstanden. Ihn hatte die Nachricht am meisten überrascht, aber der gute Kommissar war in dieser Hinsicht Kummer gewöhnt. Er kannte die Spielregeln und wußte von der Existenz finsterer Mächte. Schließlich war er selbst einmal der Leidtragende gewesen, als der Schwarze Tod seine frisch vermählte Frau vor seinen Augen umbrachte.

Nie würde er das Bild vergessen.

Mallmann sah aus wie immer. Vielleicht ein wenig blaß im Gesicht, so daß die Römernase noch mehr hervorstach. Er hatte dunkle Augen, und sein schwarzes Haar lichtete sich mehr und mehr. Er liebte seinen Beruf und war ihm mit Leib und Seele verwachsen. Zudem stellte er eine Art Brückenkopf auf dem Kontinent dar, denn Will hatte durch seinen Job beim BKA einen guten Überblick. Er kam auch an die wichtigen Fälle heran, die sich im Ausland abspielten.

Bill hielt es im Wohnraum nicht mehr aus. Er ging in die Diele, wo auch der kleine Monitor stand. Die zugehörige Kamera befand sich unten im Tor und beobachtete die Straße.

Wer sich dem Grundstück näherte, war dann auf dem Bildschirm zu erkennen.

Sheila und Will blieben zurück. Der Kommissar hatte sich gesetzt. Sheila brachte etwas zu trinken. Eine Pistole hatte Will von dem Reporter bekommen. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen, wie auch die Waffe von Bill.

»Ich hoffe, daß du trotzdem noch einige Tage ausspannen kannst«, meinte Sheila.

»Da bin ich mir nicht mehr sicher.«

»Das ist ja nur ein Zufall. Am besten ist es, wenn du hier wohnen bleibst, dann kommst du erst gar nicht in Versuchung, mit John loszuziehen.«

»Ich dachte, er hätte sich auch ein paar Tage freinehmen können.«
»Der und Urlaub?«
»Ich habe ja auch welchen bekommen.«
»John zieht doch die Dämonen förmlich an.«
»Du aber auch. Wie den Ghoul.«
Sheila schüttelte sich. »Hör auf, daran möchte ich nicht erinnert werden.«
»Woran willst du nicht erinnert werden?« erkundigte sich ihr Mann, der soeben den Wohnraum betrat.
»An den Ghoul.«
»Das kann ich mir vorstellen.« Bill schaute sich um. »Wo steckt eigentlich Johnny?«
»Er ist in seinem Zimmer.«
Der Reporter nickte. Dann sagte Sheila etwas, das ihr schon lange auf dem Herzen lag. »Willst du nicht lieber hierbleiben, Bill? Falls noch etwas passiert, bin ich mit Johnny nicht allein.«
Der Reporter senkte den Kopf und fuhr mit zwei Fingern durch sein Haar. »Ich weiß nicht. Im Prinzip hast du ja recht.« Er schaute Will Mallmann an. »Was meinst du dazu?«
»Es wäre nicht schlecht, wenn du auf Sheila achten würdest.«
»Dann bist du mit Suko allein.«
»Wir werden uns schon durchsetzen.«
Sheila schaute ihren Mann an. Die Frage war nicht nur so dahingesagt. Sie hatte echte Probleme, und ihr Mann sah dies völlig ein.
Er nickte. »Okay, Sheila, ich bleibe hier und hole nur noch den Helm. Wenn Will Mallmann mitfährt, dann muß er auf Sukos Feuerstuhl. Und ohne Schutzhelm ist da nichts zu machen.«
»Ja, das stimmt.«
Der Reporter verschwand. Er hatte in der Tat noch einen alten Helm im Keller. Früher hatte Bill selbst eine Maschine besessen. Mit der schwarzen Kugel kam er zurück und hatte kaum den Raum betreten, als es schellte.
Suko war da.
Sie hörten ihn, als die Harley den Weg durch den Vorgarten hochdröhnte. Dann verstummte der Motor. Bill war bereits an der Tür und öffnete.
Man sah Suko an, daß er sich beeilt hatte. Draußen war es dämmrig geworden. Sukos Gesicht zeigte einen Schweißfilm. Er begrüßte die Anwesenden und ließ sich noch einmal erklären, um was es ging. Auch er war dafür, daß Bill Conolly bei seiner Frau blieb.
Will Mallmann bekam den Helm verpaßt. Er saß auf seinem Kopf wie eine Melone, aber zur Not ging es.
Die Freunde verabschiedeten sich. »Und räumt mit der verfluchten

Ghoul-Pest auf«, sagte Bill Conolly noch.

»Worauf du dich verlassen kannst«, erwiderte Suko. »Die Riemen der Dämonenpeitsche sind frisch eingewachst.«

Bill grinste. »Dann kann ja nichts schiefgehen…«

***

Ich mußte schnell sein, sogar sehr schnell, denn die Ghouls sollten auf keinen Fall dazu kommen, einen Warnschrei auszustoßen. Dann wäre mein ganzer Plan im Eimer gewesen.

So rasch, wie ich die Beretta ziehen konnte, zückte ich auch den Dolch. Ausgewogen lag die Waffe in meiner Hand. Auch sie war geweiht und zeigte dieselben Zeichen wie das Kreuz. Beide mußten in einem ursächlichen Zusammenhang miteinander stehen, den ich jedoch noch nicht herausgefunden hatte.

Die beiden Ghouls standen nicht direkt nebeneinander, und so nahm ich erst den vorne aufs Korn. Die Waffe löste sich aus meiner Hand, beschrieb einen Bogen, überschlug sich und traf genau.

Sie verschwand fast in der weichen Masse des Dämons, so hart war sie geschleudert worden.

Und sie wirkte.

Der Ghoul wurde gespalten. Es riß ihn förmlich in der Mitte auseinander. Ich sah einen klaffenden Schnitt, der jedoch sofort wieder zuwuchs, dann aber weiter aufgerissen wurde, so daß der Ghoul förmlich explodierte.

Teile spritzten nach allen Seiten weg. Sie trafen auch den anderen Leichenfresser, der zusammenzuckte und schreien wollte.

Aber da hatte er schon mein Kreuz im Hals. Wuchtig hatte ich es in sein Maul gestoßen, es dabei festgehalten und die Hand einmal nach vorn gezogen.

Es zerriß ihn.

Ich hörte einen leisen Puff, und im nächsten Augenblick zuckte ein silberfarbener Blitz durch den Körper des Ghouls, der ihn buchstäblich von einer Sekunde zur anderen zerstörte.

Er lief aus.

Die teigige Masse wurde zu einer dünnen Flüssigkeit, die sich vor meinen Füßen zu einer Lache ausbreitete. Den Dolch nahm ich wieder an mich.

Ebenso das Kreuz.

So, das war überstanden. Ich hatte zwei Gegner weniger. Irgendwie fühlte ich mich freier.

Jetzt konnte ich mir die anderen Kreaturen vornehmen…

***

Maureen starb fast vor Angst. Sie hockte hinten im Wagen, hielt die Hände zusammengepreßt und zitterte. Der Ghoul neben ihr schmatzte

und schlürfte. Manchmal sonderte er sein Sekret ab, das auf den Sitz fiel und von dort bis zum Rand lief und über die Kante hinwegtropfte und zu Boden platschte.

Aber er ließ das Mädchen in Ruhe. Zuerst kam die eigentliche Aufgabe an die Reihe, denn sie war wichtiger.

Jerry Dale fuhr die Strecke, die er wie seine Westentasche kannte.

Auch die Abkürzung, die ihn durch schmale Straßen führte, an Häusern vorbei, in denen seine Arbeitskollegen wohnten und nicht ahnten, wer da im Wagen hockte und sich in ihrer Nähe befand.

Es war inzwischen dunkel geworden. Im Fahrzeug herrschte ein unbeschreiblicher Gestank, so daß Jerry das Fenster öffnete, um die kühle Luft einströmen zu lassen.

Der Mann in Grau hatte nichts dagegen.

Während der Fahrt hatten sich Dales Gedanken immer wieder mit der Flucht beschäftigt, doch er wußte keinen Ausweg mehr.

Wenn er allein gewesen wäre, vielleicht, doch er mußte auf seine Tochter Rücksicht nehmen, die sich ebenfalls in den Klauen dieser grauenhaften Wesen befand. Wenn er sich aus dem Wagen fallen ließ, hatten die anderen immer noch Maureen. Und was ihr dann bevorstand, hatte Jerry Dale mit eigenen Augen sehen können, als der Ghoul Teddy Tears tötete. Das war so schlimm gewesen, daß man es gar nicht beschreiben konnte.

In der Ferne blinkten Lichter. Sie schimmerten wie Sterne, nur daß sie sich nicht oben am Himmel befanden, sondern wesentlich tiefer. Dies war bereits der Bahnhof.

Ihr Ziel.

Jerry Dale wußte inzwischen, was die Kreaturen von ihm wollten. Er sollte eine Lok fahren, denn das war sein Job. Welches Ziel sie danach hatten, war ihm nicht mitgeteilt worden.

»Und mach nur keinen Unsinn«, erinnerte der Mann in Grau den Fahrer.

Dale schüttelte den Kopf. Er schluckte nur hart. In dem Gesicht bildeten seine Lippen einen Strich. Er atmete nur durch die Nase und sah im Licht der Scheinwerfer den schmalen Weg, den er nehmen mußte, um auf das Gelände zu kommen.

Es war ein Schleichpfad, und er führte eine Böschung hinunter, hinter der fast schon die Gleise begannen. Auf der anderen Seite befand sich die große Mauer.

Jerry Dale lenkte den Wagen nach links und fuhr langsam in den Weg ein.

»Ist es der richtige?« fragte der Mann in Grau.

»Ja.«

Ein kalter, abschätzender Blick aus dunklen Augen traf ihn, danach schwieg der Mann in Grau.

Die Strecke wurde jetzt schlecht. Zudem führte sie bergab.

Schlaglöcher säumten den Weg, Zweige kratzten über das Blech, und in der Nähe stand eine Laterne.

Ihr Licht fiel bereits auf die Schienen.

»Das ist der Bahnhof?« fragte der Mann in Grau.

»Ja.«

»Und wo steht die Lokomotive?«

»Da müssen wir noch fahren.«

»Dann los.«

Jerry Dale hatte inzwischen erfahren, was die anderen von ihm wollten. Es war heller Wahnsinn, mit einem nicht gemeldeten Zug loszufahren. Sie würden auffallen, aber dieser Kerl im grauen Anzug war unter keinen Umständen bereit, von seinem Ziel abzuweichen.

Die Federung des Golf mußte wirklich einiges aushalten, als der Wagen über die Schienen rumpelte. Die Insassen wurden durcheinandergeschüttelt, und dabei fiel der schleimige Ghoul mehr als einmal gegen das im Fond sitzende Mädchen.

Maureen ekelte sich. Sie stieß die Kreatur von sich, wobei ihre Finger in der teigigen Masse versanken.

Dann erreichten sie einen schmalen, festgestampften Lehmpfad, der geradewegs auf ein großes Gebäude zuführte, in das auch zahlreiche Schienenpaare mündeten. Bogenlampen strahlten das Gebäude und die nähere Umgebung aus.

»Ist es das?« fragte der Mann in Grau.

»Ja.«

»Und die Lok?«

»Sie steht draußen.«

In der Tat standen dort nicht nur eine Lok, sondern gleich drei.

Jerry mußte stoppen.

»Und jetzt hör zu«, sagte der Mann in Grau. »Ich habe dir genau erklärt, wo der Zug steht. Du wirst das Gleis finden.«

»Wenn die Weichen richtig geschaltet sind…«

»Das hoffe ich für dich und uns.«

Maureen Dale mußte im Wagen zurückbleiben, während ihr Vater auf die Lok zuschritt. Man sah es ihm an, welche Sorgen ihn drückten, denn er ging gebeugt und wischte sich hin und wieder über die Stirn. Das Girl zitterte.

Hoffentlich ging alles glatt, hoffentlich. Und auch die Fahrt sollte wegen ihr ohne Schwierigkeiten über die Bühne laufen. Um so schneller war man die gräßlichen Wesen los, so daß das Erlebnis nur noch ein schlimmer Alptraum war.

Ihr Vater stieg in die Lok.

Das sah auch der Mann in Grau, und er wandte sich um. »Hoffentlich macht er keinen Unsinn«, zischte er. »Ich hoffe es nämlich für dich,

Mädchen…«
Maureen nickte, mehr konnte sie nicht.
Im gleichen Moment setzte sich die Lok in Bewegung. Also hatte ihr Vater es doch geschafft…

***

Es war mir einfach zu riskant, an irgendeiner Seite der Wagen vorbeizulaufen. Viel zu leicht hätte ich gesehen werden können, und das wollte ich im Augenblick nicht. Die Überraschung sollte auf meiner Seite liegen.
Folglich gab es für mich nur eine Möglichkeit. Ich mußte auf die Wagen.
Leichter gesagt, als getan. Im Kino sieht das immer einfach aus, wie die Stunts lässig auf den Wagen klettern und dann von einem Waggon zum anderen springen. Ich hatte meine Schwierigkeiten hochzukommen.
Als ich es schließlich geschafft hatte, war ich ziemlich außer Atem und blieb erst einmal liegen.
Ich lag auf einem Waggondach. Es bestand aus Holz. In regelmäßigen Abständen wurden die Bohlen durch Eisenringe zusammengehalten. Zudem war das Dach nicht eben, sondern gerundet, was mir überhaupt nicht gefiel.
Ich bewegte mich auf allen vieren vorsichtig weiter und stoppte, als ich das Ende des Wagens erreicht hatte.
Vor mir sah ich den zweitletzten Waggon, und zwischen den beiden befand sich ein freier Raum, den ich überspringen mußte.
Ich zögerte. Etwas anderes hatte meine Aufmerksamkeit erregt.
Da mußte mit der Lok ein Auto gekommen sein, das ich zuvor nicht gesehen hatte.
Die Marke konnte ich nicht erkennen. Es war allerdings ein kleines Fahrzeug, aus dem soeben zwei Gestalten stiegen.
Ein Mann und eine Frau.
Angespannt beobachtete ich die beiden weiter. Sie gerieten in das Streulicht einer Bogenlampe, und etwas blitzte am Kleid des Mädchens ebenso auf wie im Haar.
Das schien Flimmer zu sein.
Da die beiden sich mir näherten, konnte ich es nicht mehr riskieren, sitzen zu bleiben, sondern machte mich flach und preßte mich dabei gegen das feuchte Holz.
Das Mädchen ging ziemlich langsam. Seine Schritte schleiften über den Boden, und den Kopf hielt es gesenkt. Plötzlich erkannte ich auch die Gestalt, die neben dem Girl schritt.
Das war ein Ghoul!
Verdammt noch mal, das Mädchen befand sich in der Gewalt eines

Dämons.

Ich mußte mich beherrschen, um nicht die Beretta hervorzureißen und den Ghoul abzuschießen. Die Wesen hatten sich also Geiseln geholt. Von dem Vater erfuhr ich erst später. Erst einmal konzentrierte ich mich auf das Girl.

Leider konnte ich es nicht mehr sehen, da sich beide im toten Winkel befanden. Dafür hörte ich, wie eine Tür aufgerissen wurde.

Das schabende Geräusch, das jedesmal mit einem dumpfen Laut endete, war mir inzwischen bekannt.

Wahrscheinlich stieg das Girl jetzt in den Zug.

Und dann? Würde dieser Güterzug mit den Ghouls losfahren?

Bestimmt, denn ich hatte ja etwas von einem Ziel gehört, das Sandhurst Forest hieß und eines der größten Manövergebiete der Insel war. Dort gab es auch alte Bunker, und in einem dieser Bunker standen die zahlreichen Särge, die Logan Costello damals hatte heranschaffen lassen, um Verstecke für die Ghouls zu finden.

Ich wollte wirklich alles tun, was in meinen Kräften stand. Der Zug durfte sein Ziel nicht erreichen. Wenn ich unter Umständen Xorrons Erweckung schon nicht verhindern konnte, dann wenigstens dies.

Ich richtete mich wieder auf. Jetzt brauchte ich keine Angst mehr zu haben, daß man mich sah. Ich stellte mich dicht an die Kante des Wagens, gab mir den nötigen Schwung und sprang auf den anderen Waggon hinüber.

Sicher landete ich und zuckte zusammen, weil es doch einen dumpfen Schlag gab, als meine Beine das Holz berührten. Augenblicklich legte ich mich nieder und wartete ab.

Nichts rührte sich. Man schien meinen Sprung erstens nicht gesehen zu haben, und zweitens hatte man auch die harte Landung nicht gehört.

Das war gut so.

Der von mir aus gesehen nächste Wagen war vollgestopft mit Ghouls. Einen Wagen davor befand sich der andere Ghoul mit seiner Geisel.

Ich konnte mir aussuchen, wen ich zuerst schnappte. Wahrscheinlich den Ghoul, der auch das Mädchen hatte. Auf jeden Fall mußte die Geisel befreit werden.

Zögern durfte ich nicht. Deshalb richtete ich mich wieder auf und schlich gebückt weiter.

Genau drei kurze Schritte kam ich weit, als die Ereignisse von mir nicht mehr gesteuert werden konnten.

Es gab einen heftigen Ruck, der mich fast aus dem Gleichgewicht gebracht hätte.

Im nächsten Augenblick fuhr der Zug an!

***

Kommissar Mallmann klammerte sich an dem breiten Körper des Chinesen fest. Er hatte seine Arme um dessen Hüften geschlungen und den Helm, sprich Kopf, gegen Sukos Schulter gepreßt.

Der gute Kommissar fuhr gern schnell, allerdings in seinem Wagen. Auf einem Feuerstuhl hatte er wirklich selten gesessen. Zudem konnte er sich an das letzte Mal kaum erinnern.

Suko zeigte, was er konnte. Das war keine Schau, sondern dringende Notwendigkeit, denn den beiden Männern saß die Zeit im Nacken. Sie mußten ihr Ziel so rasch wie möglich erreichen.

Wenn es gegen Ghouls ging, dann zählte jede Sekunde. Diese widerlichen Totenfresser waren unberechenbar. Sie kannten nur ihren Vorteil und reagierten erbarmungslos.

Der Chinese war ziemlich oft in London herumkutschiert. Vor allen Dingen zu der Zeit, als er noch ziemlich neu in der Millionenstadt war. So kam es, daß er sogar den Weg einigermaßen kannte, denn auf den Schnellstraßen rund um London hatte er so manches Mal seine Harley ausgefahren.

Er wußte auch, wie man nach Putney gelangte.

Suko ging kaum vom Gas. Er nahm die Kurven rasant, zog die Maschine hinein, lag oft so stark auf irgendeiner Seite, daß der Kommissar das Gefühl haben konnte, von der Maschine auf die Straße geschleudert zu werden.

Und irgendwann erreichten sie auch das Gelände des Bahnhofs.

Auch Suko und Will hatten das Pech, an der langen Mauer vorbeifahren zu müssen.

Sie jagten durch die düstere Straße, und der Scheinwerferkegel warf einen breiten, hellen Teppich auf die Fahrbahn.

Wie ein Spuk war die Maschine vorbei. Die Gäste in den Kneipen und die Herumlungerer konnten gar nicht so schnell schauen.

Manchmal sprang die schwere Harley regelrecht in die Höhe, wenn sie über Schlaglöcher geprügelt wurde. Will klammerte sich eisern fest und flehte zum großen Zampano, daß alles gutgehen würde. Als ihnen plötzlich ein Wagen aus einer schmalen Einfahrt entgegengeschossen kam, dachte Will Mallmann schon, sein letztes Stündlein hätte geschlagen.

Da zeigte Suko sein Können. Mit einem nahezu elegant anmutenden Schlenker zog er die Harley an der Schnauze des Fahrzeugs vorbei und war verschwunden wie ein Spuk in der Nacht.

Will beruhigte sich nur langsam. Er glaubte sogar daran, daß sein Herzschlag das röhrende Motorgeräusch übertönte.

Die Mauer wischte vorbei. Sie wurde zu einem zerfließenden Schemen, und plötzlich war sie zu Ende.

Das hatte nicht nur Will bemerkt, sondern auch Suko. Augenblicklich fuhr er langsamer.

Will atmete auf. Er saß auch nicht mehr so verkrampft auf der Maschine, sondern etwas lockerer. Fast konnte er das Gefühl haben, sie würden stehen.

Da zuckte der Widerschein des blinkenden Rücklichts über ihn, als Suko nach rechts einbog.

Dort befand sich bereits das Gelände der Bahn. Schienen glänzten metallen im Licht der Lampen. Auch ein Wärterhäuschen wurde aus der Dunkelheit gerissen, daneben eine Schranke. Aus dem Haus stürzte ein Mann, der mit beiden Armen winkte.

Suko verstand das Zeichen und stoppte. Als er sein Sichtvisier hochgeklappt hatte, stand der Mann schon neben ihm.

Der Chinese brauchte keine Erklärung abzugeben, denn der Wärter wußte Bescheid, als er Sukos asiatisches Gesicht sah. »Von Ihnen hat ein gewisser John Sinclair gesprochen«, begann er.

»Und wo ist der Oberinspektor?« fragte Suko.

Der Mann drehte sich halb, streckte seinen Arm aus und deutete ins Gelände. »Da irgendwo.«

»Einen genauen Ort hat er Ihnen nicht genannt?«

»Nein.«

»Dann schauen wir mal nach.«

»Kennen Sie sich denn aus?«

»Nein, aber wir werden den Oberinspektor schon finden.«

Der Wärter nickte, verschwand in seinem Haus und ließ die Schranke hoch.

»Festhalten«, sagte Suko und gab Gas. Fast wäre Will Mallmann von der Maschine gerissen worden. Im letzten Augenblick umklammerte er Sukos Hüften.

Der Chinese konnte nicht so schnell fahren wie auf der Straße.

Zudem mußte er die Augen offenhalten. Er tat das, was Will Mallmann auch getan hätte. Suko wandte sich nach rechts, wo die Gleise herliefen und sie auch einige stehende Züge sahen.

Güterzüge, die wohl am anderen Morgen oder noch später abgeholt wurden.

Sie holten schnell auf. Auch der Lärm war ziemlich weit zu hören, und plötzlich trat Suko auf die Bremse.

»Was ist?« fragte Will laut.

Die Maschine stand, und der Chinese drehte den Kopf. »Da steht Johns Bentley.«

Den hätte Will Mallmann fast übersehen. Er parkte tatsächlich unter einer Laterne, dicht neben der Wand eines Gebäudes.

»Dann kann John auch nicht weit sein«, meinte der Kommissar.

»Vielleicht hat er sich in dem Bau versteckt.«

Suko lachte. »Versteckt ist gut.«

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, als der Kommissar einen

Fluch ausstieß. »Da, der Zug!«
Der Chinese schaute nach vorn und sah es auch. In der Tat setzte sich soeben ein Zug in Bewegung. Er war ziemlich weit entfernt, sogar der letzte in der Reihe, aber man hörte deutlich das Rollen der Räder, und beide Männer sahen, wie sich die Wagenschlange langsam nach vorn bewegte.
»Dann wollen wir mal«, sagte der Chinese, klappte sein Sichtvisier wieder nach unten und startete.
Beide schienen im rechten Augenblick gekommen zu sein…

***

Haben Sie schon mal auf dem Dach eines fahrenden Waggons gestanden?
Wohl kaum, und ich möchte es auch keinem von Ihnen wünschen, denn es ist eine verdammt kitzlige und haarige Angelegenheit. Auch wenn der Zug nur langsam fährt, man hat das Gefühl, das Dach würde immer kleiner werden.
Nein, stehenbleiben konnte ich nicht. Da merkte ich jeden Stoß, jede Schweißnaht in den Schienen, die sich auf mich und meine geringe Standfläche übertrug.
Ich hatte die Arme ausgebreitet wie ein Seiltänzer. Dabei schwang ich in den Knien nach, ging noch einen Schritt und spürte den Ruck. Nichts da, ich wollte mich wieder auf Händen und Füßen weiterbewegen. Das war sicherer, denn wenn der Zug in eine Kurve fuhr, verlor ich die Balance und lag neben dem Wagen.
Auf allen vieren bewegte ich mich voran. Zum Glück war das Dach dieses Wagens eben, wenn auch hin und wieder rauhe Holzplanken hervorstießen. Einmal stach mir ein Splitter in den Handballen, der so groß war, daß ich ihn sogar beim ersten Versuch aus dem Fleisch ziehen konnte.
Ich tastete mich weiter nach vorn und hatte die Hälfte des Waggons bereits hinter mir, als der Zug in die erste Kurve fuhr.
Fast wäre ich doch noch gekippt, denn es ging ziemlich plötzlich und überraschte mich. Ich ließ mich sofort fallen und breitete Arme als auch Beine aus, so daß mein Körper einen möglichst großen Raum einnahm.
Himmel, das ging an die Nerven. Der Zug rumpelte jetzt über nicht mehr so glatte Schienen. Er hatte wohl eine schlechte Strecke erwischt.
Und er wurde schneller.
Als ich einen Blick nach vorn warf, sah ich rechts des Zuges den Güterbahnhof verschwinden. Die Gebäude, die vielen Lampen und Signale blieben zurück.
Und über mir führte die verdammte Leitung entlang. Hochspannung.

Wenn ich daran geriet, war ich verloren.

Ein Frösteln lief über meinen Rücken, als ich mich vorsichtig weiterbewegte. Wie ein Rekrut robbte ich voran, immer damit rechnend, daß irgendeiner der Ghouls auftauchte und mich überraschte.

Dann hatte ich das Ende des Wagens vor mir.

Links wuchs eine Böschung hoch. Rechts von mir lief noch ein Schienenpaar mit. Dahinter führte ein Abhang bis zu einer schmalen Straße, über die ein Wagen huschte.

Das Rollen der Räder war inzwischen zu einer Begleitmusik geworden. Ich hatte mich daran gewöhnt und horchte überrascht auf, als ich hinter mir ein anderes Geräusch vernahm.

Ein Brummen, wie ich es von zahlreichen Gelegenheiten her kannte.

Ich drehte mich auf dem Dach und schaute zurück.

Ein Lichtpunkt tanzte auf und ab, und das Brummen blieb.

Da fiel bei mir der Shilling!

Wahrscheinlich hockte dort Suko, mein chinesischer Freund, auf der Harley. Er hatte die Verfolgung aufgenommen. Ein Grinsen überflog mein Gesicht. Jetzt ging es mir besser, und ich wagte auch den Sprung.

Wie ein Panther überflog ich den Raum zwischen den beiden Waggons. Dann landete ich sicher auf dem Dach des Wagens, in dem sich auch die Ghouls befanden.

Ich sah sie nicht, aber ich hörte sie. Es war ein schauerlicher Gesang, der gedämpft meine Ohren traf.

Totenchor der Ghouls…

Klagend, schreiend, wehmütig, schaurig zugleich. So konnte man ihn bezeichnen. Das war ein Jammern und Schreien, ein Heulen und Kreischen, die mir eine Gänsehaut über den Rücken trieben.

Unter mir spielte sich etwas Entsetzliches ab, und einen Wagen vor mir wußte ich eine Geisel in der Gewalt der Ghouls.

Ich mußte sie befreien, wobei ich mir noch keine Gedanken darüber gemacht hatte, wie ich es anstellen sollte.

Erst einmal wollte ich den Wagen, auf dem ich jetzt hockte, so rasch wie möglich hinter mich bringen. Mittlerweile bekam ich Routine und robbte rascher vor.

Als ich einen Blick zurückwarf, war von der Maschine nichts mehr zu sehen.

Kein Wunder, denn wir fuhren durch ein Gelände, das eine Verfolgung nahezu unmöglich machte.

Rechts befand sich noch immer der Abhang, links wuchs eine Mauer empor, die nun einen Bogen schlug, dem die Gleise folgten.

Die zweite Gleisspur neben uns führte geradeaus weiter, wir bogen in die Kurve ein.

Wie sollte ich an das Mädchen herankommen? Ich konnte während der Fahrt nicht vom Dach des Waggons klettern und die Tür öffnen, das schaffte nur ein Artist.

Der Zufall kam mir zu Hilfe.

Und zwar in Form eines Signals. Ich sah es neben dem Gleis. Es stand auf »Halt«.

Und der Zug wurde tatsächlich langsamer. Die Wagen ruckten ein paarmal hin und her, dann standen sie.

Ich auch.

Ein kurzer Blick nach unten, ein kleines Stoßgebet, und ich sprang. Zwischen Mauer und Wagen kam ich auf und landete im hohen Unkraut. Die Aufprallwucht trieb mich noch gegen die Mauer, doch das machte nichts.

Der Wagen ließ sich von beiden Seiten öffnen. Um die Tür zu erreichen, brauchte ich nur einen Schritt nach vorn zu gehen. Ich hob die Hand, fand den Griff und zog kräftig daran.

Die Tür war nicht verschlossen, weil sich meine Gegner zu sicher waren.

Sie blieb so weit offen, daß ich in den Wagen steigen konnte.

Kaum hatte ich den Fuß aufgesetzt, als bei einem Waggon hinter mir eine Tür aufgerissen wurde. Eine wütende Stimme drang an meine Ohren. »Verdammt, warum halten wir hier?« Dann hörte ich Schritte, die sich in Richtung Lok entfernten.

Wahrscheinlich war der Mann in Grau unsicher geworden und wollte nachschauen.

Das kam mir gelegen.

Sehen konnte ich nicht viel. Im Innern des Waggons brannte kein Licht. Ich roch aber den widerlichen Leichengestank. Er drang mir wie eine Wolke entgegen, und ich stieg, so rasch es ging, ein, wobei meine Füße auf den geriffelten Tritten einer kleinen Leiter den nötigen Halt fanden.

Ich stand im Wagen.

Rechts hielt ich die Beretta, das Kreuz baumelte vor meiner Brust.

Meine Blicke versuchten, die Düsternis zu durchdringen, was verdammt schwierig war.

»Miß?« flüsterte ich scharf.

Ein Stöhnen, ein leiser Aufschrei.

»Wo sind Sie?« Ich ging zwei kleine Schritte vor.

»Hier!«

Nur schwach war die Antwort zu verstehen. Trotzdem hörte ich aus diesem einen Wort die Angst heraus, die in der Stimme des Mädchens mitschwang.

Ich brauchte nicht zu ihr, sie kam zu mir. Ein Schatten erschien dicht vor mir, dann umschlangen mich zwei Arme, und ein bebender Körper

preßte sich an mich.

»Okay, okay«, sagte ich leise. »Es ist ja alles gut. Ich bringe Sie jetzt hier raus. Wir schaffen es schon.«

Sie preßte sich noch fester an mich und drehte sich dabei, so daß ich dem Einstieg den Rücken zuwandte.

»Nicht! Lassen Sie, der Ghoul…«

»Ahhh!« Ihr spitzer Aufschrei stach in meinen Ohren, und ich sah auch den Grund, als ich mich wieder drehte.

Nicht nur ein Ghoul, sondern vier standen wie eine Wand vor dem Ausstieg…

***

Es war auch für mich ein kleiner Schock, denn damit hatte ich auf keinen Fall gerechnet.

Vier Ghouls, vier Dämonen, die sich das Mädchen und mich als Opfer ausgesucht hatten.

Sekundenlang war es still.

Von draußen hörte ich die Geräusche. Eine wütende Stimme, die sich fast überschlug. Dann sprach ein anderer. Dünn drangen die Worte zu uns herein.

»Ich kann nichts dafür, ich darf den Bahnhof nicht verlassen. Das Signal steht auf Rot.«

»Mein Vater!« hauchte das Girl. Es hatte sich noch immer an mich geklammert und behinderte mich in meiner Bewegungsfreiheit.

»Gehen Sie zur Seite!« zischte ich.

»Nein, ich habe Angst!«

Ich mußte sie wegschaffen und drückte mit dem linken Ellbogen zu. Sie löste tatsächlich den Griff. Das rote Haar fuhr durch mein Gesicht. Jetzt sah ich tatsächlich das Glitzerzeug auf ihrem Kopf.

Die Kleine war für einen Disco-Besuch angezogen.

»Dann fahren wir trotzdem weiter!« vernahm ich die kreischende Stimme.

»Nein, das kann ich nicht verantworten. Wir werden verunglücken. Damit ist nichts erreicht!«

»Wenn wir nicht weiterfahren, wird deine Tochter es zu büßen haben!«

Der Lokführer schwieg. Er stand unter Streß, unter Gewissensnot, wußte nicht, wie er reagieren sollte.

Aber die vier Ghouls wußten es. Zwei blieben zurück, die anderen beiden glitten vor.

Es war ein Gleiten dieser widerlichen, schleimigen Gestalten, die Fetzen an ihren Leibern trugen, rosableich schimmerten und eine mit Geschwüren und Blasen bedeckte Haut besaßen. Laufend platzten die Blasen auf. Sie sonderten dabei gelbliche Sekrete ab.

Arme streckten sich mir entgegen, Mäuler öffneten sich, faulige Luft wehte mir ins Gesicht, und ich drückte das rothaarige Girl hinter mich gegen die Wand. Dort sollte die Kleine erst einmal stehenbleiben, wenn ich mir die Ghouls vornahm.

Lange Fingernägel sah ich. Der erste war mir verdammt nahe gekommen. Er hatte mir seine Arme entgegengestreckt.

Da genau zielte ich hinein. Jetzt war es mir egal, ob man den Schuß hörte oder nicht. Ich mußte die Wesen vernichten, bevor sie sich an dem Mädchen vergingen. Ich schoß.

Laut dröhnte der Knall in dem Wagen wider. Fahl leuchtete die Mündungsflamme, und sie leuchtete auch in die Fratze hinein, die von der Kugel auseinandergerissen wurde. Plötzlich war von dem Ghoul nichts mehr zu sehen. Er klatschte zu Boden, wo er langsam verging.

Der andere schaute ihm nach. Die zweite Kugel traf ihn schräg in den Kopf. Er wurde zurückgestoßen und verging ebenfalls.

Es war eigentlich leicht, die Ghouls auszuschalten. Man durfte ihnen nur nicht in die Klauen geraten, dann nämlich war man verloren.

Ich sprang vor.

Zwei Gegner hatte ich noch. Ich wollte sie so rasch wie möglich erledigen, bevor der Mann in Grau die anderen Ghouls aufhetzte.

In der Drehung feuerte ich.

Diesmal klatschte das geweihte Silbergeschoß in den Körper des Wesens.

Auch dieser Treffer reichte, um den Ghoul zu vernichten. Blieb noch einer.

Ich wollte Kugeln sparen und nahm den Dolch. Mit der linken Hand zog ich ihn aus der Scheide, ließ den Ghoul gleichzeitig in die Mündung schauen und sah seine Augen, die wie starre Glasmurmeln in dem teigigen Gesicht wirkten.

Mein linker Arm zuckte vor. Der silberne Dolch traf haargenau.

Das Gesicht des Ghouls zerlief zu einer gräßlichen Fratze, als wäre sie aus weichem Wachs. Der letzte.

Dann hörte ich den Schrei des Mädchens. »Vorsicht!«

Ich wirbelte schon herum. Inmitten der Drehung traf mich der Hieb. Es war ein harter Schlag mit irgendeiner Stange, der mich genau an der Hüfte erwischte. Ich knickte ein und kassierte den nächsten Treffer, der mich zu Boden schleuderte, wobei ich in einer stinkenden Ghoullache liegenblieb.

Vor mir stand der Mann in Grau! Sein weißes Gesicht zeigte nicht mehr den bleichen Ausdruck wie bei unserem Kennenlernen. Es zerfloß, war in Bewegung geraten und zu einem scheußlichen Anblick geworden.

Er wollte mich erschlagen. Mit der Stange drosch er wahllos zu.

Dabei stieß er heisere, fauchende Laute aus. In seiner Wut, in seinem

Haß war er zu einer unberechenbaren Bestie geworden.
Ich kam nicht einmal mehr dazu, meine Waffe abzudrücken.
Dieser Ghoul vor mir war wie ein wirbelnder Schatten, nicht so träge wie die anderen, und er wollte mich erschlagen.
Ich hatte beide Arme angewinkelt, trat mit den Beinen aus und erwischte ihn auch ein paarmal. Das dämpfte seine Angriffswut jedoch nicht. Er drosch weiter zu, und er traf mich ein paarmal ziemlich empfindlich.
Ein Schlag knallte gegen mein rechtes Gelenk. Der Schmerz war auszuhalten, doch der nachfolgende Hieb klirrte gegen den Lauf meiner Beretta und schleuderte mir die Pistole aus den Fingern.
Darauf hatte der Ghoul gelauert.
Er brüllte triumphierend, reckte sich hoch, umklammerte die Eisenstange mit beiden Händen und wollte sie mir waagerecht ins Gesicht stanzen.
Das wäre mein Ende gewesen…
Ich sah ihn über mir, sein verzerrtes Gesicht, aus dem es tropfte, weil der Ghoul so erregt war. Und mir blieb keine Zeit mehr, den Dolch zu schleudern. Auch das Kreuz konnte ich nicht erst über den Kopf ziehen, so daß mir nur noch eine althergebrachte Abwehrmaßnahme blieb.
Ich trat mit beiden Beinen fest zu.
Er stand mit dem Rücken zur Tür, und bevor er die Stange nach unten sausen lassen konnte, hatte ihn mein Tritt schon voll erwischt. Der Ghoul kippte zurück und verschwand durch den Einstieg.
Draußen hörte ich ihn aufklatschen und vor Wut heulen.
Ich wälzte mich herum und kam auf die Knie. Fast jeder Knochen tat mir weh, doch ich biß die Zähne zusammen und hielt den Dolch wurfbereit.
Der Ghoul kam zurück.
Allerdings nicht stürmisch, wie ich gehofft hatte, sondern sehr langsam. Zuerst sah ich seine Hände, wie sie sich um die Kante am Einstieg krallten, dann zog er sich etwas höher, so daß er in den Wagen schauen konnte.
Die Stirn und die Augen waren zu sehen.
Mein Arm zuckte nach unten. Der geweihte silberne Dolch flirrte durch die Luft, und er traf haargenau sein von mir erhofftes Ziel.
Den Kopf des Ghouls!
Sofort lösten sich die beiden Hände. Ein heulender Schrei ertönte, der in einem Winseln endete, und als ich den Ausstieg erreichte und zu Boden blickte, sah ich ihn liegen.
Er schlug wild um sich, krallte seine langen Nägel in den grauen Anzugstoff und schien ihn zerreißen zu wollen.
Ich sprang aus dem Waggon. Neben ihm blieb ich stehen und nahm

den Dolch wieder an mich.

Der Ghoul verging. Auch Xorrons zweiter Botschafter hatte seine Aufgabe nicht erfüllen können.

»Miß!« Ich rief das Mädchen und hörte eine schwache Antwort.

»Kommen Sie, es ist alles klar.«

Ihre Gestalt tauchte im offenen Einstieg auf. Scheu blickte sie auf den Ghoul. Ich streckte ihr die Arme entgegen. Sie verstand das Zeichen, sprang, und ich fing sie auf.

Zwei Sekunden preßte sie sich an mich. Sie zitterte noch immer.

Kein Wunder, denn sie hatte Schweres erlebt. Dann zuckte sie zusammen.

»Was ist?« fragte ich.

»Mein Vater!«

Natürlich, wir hatten lange nichts mehr von ihm gehört. Die Stimme war verklungen. Sollte der Ghoul ihn vielleicht getötet haben?

»Wenn er tot ist«, schluchzte das Mädchen.

»Nein, er ist bestimmt nicht tot.«

Sie schaute mich an. Tränen schimmerten in ihren großen Augen.

»Wer sind Sie eigentlich?« fragte sie.

»Ich bin Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard«, erwiderte ich.

»Polizei?«

»Ja.«

»Und Sie können diese Bestien töten?«

»Wie Sie gesehen haben.«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Mein Name ist Maureen Dale.« Und dann sprudelte alles aus ihr heraus. Sie erzählte in hastigen Worten, was sie erlebt hatte, und auch davon, daß ihr Freund auf eine schreckliche Art und Weise ums Leben gekommen war. Sie schüttelte sich dabei, während ich sie weiterzog, denn die Gefahr war noch längst nicht gebannt. Ganz in der Nähe stand ein Waggon. Angefüllt mit heulenden, kreischenden Ghouls. Sie begannen wieder mit ihrem schauerlichen Totenchor.

Maureen hörte ihn, ich hörte ihn, und sie klammerte sich fest an meinen Arm.

»Das ist ja grauenhaft«, flüsterte sie.

Ich konnte nur nicken, gab deshalb keine Antwort, weil ich eine Gestalt auf dem Boden liegen sah.

»Daddy!« schrie Maureen im gleichen Moment. Sie riß sich bei mir los, lief auf ihren Vater zu und ging neben ihm in die Knie. Sie schluchzte, weinte. Ich war ruhiger und drehte den Mann auf den Rücken.

Er war nicht tot, nur bewußtlos. Der Ghoul mußte ihn zu Boden gestoßen haben. Dabei war er unglücklich gefallen.

Ich wuchtete ihn hoch, und Maureen half mir dabei, während sie

starr in das Gesicht ihres Vaters schaute. Am Rand der Böschung legte ich ihn nieder.

»Er wird bald wieder zu sich kommen«, sagte ich zu dem Mädchen. »Bleiben Sie bei ihm, und rühren Sie sich nicht vom Fleck.«

Maureen nickte. »Und Sie?« hauchte das Girl.

Ich deutete über die Schulter und damit auf den Wagen. »Dort verbirgt sich eine schaurige Ladung«, sagte ich leise. »Die müssen wir – oder vielmehr ich – erledigen.«

»Können Sie das?« Große Augen schauten mich bei dieser Frage zweifelnd an.

Ich hob die Schultern. »Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber sie bedeuten eben eine zu große Gefahr für uns. Es geht nicht an, daß sie entkommen. Drücken Sie mir die Daumen, und verhalten Sie sich bitte völlig ruhig, egal, was auch geschieht.«

»Und wenn Sie überwältigt werden?«

»Dann fliehen Sie.«

Maureen nickte. Ich ließ das Mädchen neben seinem Vater sitzen und schritt auf den Waggon zu.

Das schaurige Geheul erinnerte mich an die Musik aus der Hölle.

Der Teufel selbst schien sie komponiert zu haben. Das Kreischen schmerzte in meinen Ohren. Ich verzog das Gesicht und glaubte sogar, den Namen Xorron zu verstehen.

Ja, sie alle warteten auf ihn. Auf den Herrn der Ghouls und Zombies. Das letzte Mitglied der Mordliga, die mein Todfeind Solo Morasso befehligte, wobei im Hintergrund die gefährliche Asmodina ihre Fäden wie die berühmte Spinne im Netz zog.

Drei Schritte vor der breiten Tür blieb ich stehen und starrte auf den Waggon.

Was sollte ich tun?

Die Tür aufreißen und schießen? Sollte ich mich zwischen die Ghouls begeben und dabei versuchen, sie mit meinem Kreuz auszuschalten? Wie viele von ihnen paßten überhaupt in so einen Waggon hinein?

Der Gesang steigerte sich noch mehr. Er wurde schriller, heulender, klagender und auch triumphierender.

Bis er plötzlich abbrach, als hätte ein unsichtbarer Dirigent seinen Taktstock weggelegt.

Mir rann ein kalter Schauer über den Rücken. Tief holte ich Atem.

Es war ziemlich düster hier. Die nächsten Lampen waren zu weit weg, um die unmittelbare Umgebung zu beleuchten. Hinzu kam die Stille. Sie belastete mich.

Dann geschah etwas.

Von innen wurde die Tür des Waggons geöffnet. Jemand drückte gegen sie, Ich vernahm ein schabendes Geräusch, und dann schwang sie sehr langsam auf.

Zuerst nur ein winziges Stück, jedoch breit genug, um einen schleimigen Arm hindurchzulassen und eine Pranke mit dicken Fingern, die sich auf und ab bewegten.

Die Ghouls wollten raus!

Obwohl ich damit gerechnet hatte, traf es mich doch überraschend, und ich merkte, wie mir der Schweiß aus sämtlichen Poren brach. Vielleicht war es Angst, daß ich hier allein einer Übermacht von dämonischen Kreaturen gegenüberstand, doch die Ghouls ließen mir keine Zeit mehr, die schweren Gedanken auszuweiten.

Mit einem heftigen Ruck wurde die Tür bis zum Anschlag aufgezogen, und ich starrte auf die Masse der Ghouls!

***

Noch nie in meinem Leben hatte ich so viele dieser widerlichen Kreaturen zusammen gesehen. Sie standen dicht an dicht in dem Güterwagen, konnten sich kaum rühren, bildeten eine schleimige, zuckende und sich bewegende Wand.

Ich sah Krallen, Körper, Mäuler, Arme und Finger. Ehrlich gesagt, Freunde, am liebsten hätte ich kehrtgemacht und wäre weggelaufen. Was tat ich statt dessen?

Ich schritt vor.

Mein Ziel war der Einstieg des Waggons, wo sie sich am stärksten drängten, so daß es nicht mehr lange dauern würde, bis die hinteren die vorderen nach draußen gedrückt hatten.

Über den Kopf streifte ich die Kette und hielt das Kreuz in der Hand. Es leuchtete fahl und dennoch irgendwie hell. Die Ghouls sahen es, und ein schauriges Heulen entrang sich zahlreichen Kehlen.

Die Ghouls, die dicht an der Tür standen, wichen zurück, sie drängten die anderen nach hinten, und zwei von ihnen bekamen den Gegenschub zu spüren, dem sie nichts entgegenzusetzen hatten. Sie fielen aus dem Wagen und mir genau vor die Füße.

Die Gelegenheit ließ ich mir nicht entgehen. Mit dem Kreuz schlug ich zu.

Beide Ghouls starben.

Ein Tropfen auf den heißen Stein, mehr nicht. Die hinteren drängten inzwischen weiter vor. Sie wollten mich. Und sie wollten mich töten, obwohl sie sicherlich ahnten, daß ich bewaffnet war.

Noch ein Schritt.

Zu meinen Füßen breitete sich die Lache aus, die irgendwann im Boden versickern würde.

Dann schlug ich mit dem Kreuz zu. Ich traf zwei Arme. Ghouls heulten, lösten sich auf. In die Masse der Kreaturen kam Bewegung.

Es konnte nur Sekunden dauern, dann würden sie herausquellen und mich wie eine gewaltige Woge überspülen.

Da wellte die Ghoulwoge schon vor. Meine Augen wurden groß, in meinem Innern vereiste etwas, ich blieb stehen und…

***

»John, bist du verrückt?«

Die Stimme hämmerte in mein linkes Ohr, gellte darin. Eine Hand knallte auf meine Schulter und schleuderte mich so hart zurück, daß ich fast zu Boden gefallen wäre.

Suko und Will Mallmann waren da.

Beide übernahmen den Job, der eigentlich mir zugestanden hätte.

Sie hatten eine andere Waffe.

Benzin.

Zwei Kanister voll. Aus den Öffnungen schauten Stoffstreifen, die sie jetzt anzündeten.

Bevor die Ghouls sich auf die neue Situation eingestellt hatten, schleuderten Will Mallmann und Suko die Kanister gegen die Masse der Ghouls.

Sofort explodierte der erste Kanister.

Ich war mit Suko und Will Mallmann zurückgelaufen und am Rand der Böschung stehengeblieben. Wir hatten die Arme angewinkelt und sie schützend vor die Augen gelegt.

Der Kanister war mit einer feuerroten Stichflamme explodiert.

Brennendes Benzin breitete sich gedankenschnell aus und übergoß die Körper der Ghouls wie ein Regen.

Da explodierte auch der zweite Kanister.

Zuckende, tanzende Flammen beleuchteten mit ihrem makabren Widerschein die grauenhafte Szene. Die Ghouls versuchten, der Hölle zu entkommen, doch das Benzin erfaßte sie fast alle.

Wer dennoch aus dem Wagen sprang und nicht brannte, den schafften unsere Kugeln.

Die Ghouls starben.

Der Leichengestank zog wie eine träge Wolke über die nähere Umgebung.

Nur allmählich wurden die Flammen kleiner. Wir standen da und schauten zu. Niemand von uns sprach ein Wort. So lange nicht, bis der letzte Ghoul erledigt war.

Dann erst blickten wir uns an.

Ich streckte den beiden Freunden die Hände entgegen. »Danke«, sagte ich, »das war Rettung in letzter Sekunde.«

»Und so was in meinem Urlaub«, grinste der gute Will Mallmann, wobei er mir auf die Schulter schlug.

»Dafür kann ich nichts. Aber wie seid ihr an die Kanister gekommen?«

Suko übernahm die Antwort. »Wir konnten den Zug nicht mehr

verfolgen, mußten von der Strecke und fanden zufällig ein Benzinlager. Ich ahnte so etwas. Deshalb nahmen wir zwei Kanister mit und siehe, es hat sich gelohnt.«

Ich nickte. »Das hat es wirklich.«

»Mr. Sinclair.« Ich hörte eine Mädchenstimme und drehte mich um.

Maureen und ihr Vater kamen. Der Mann stützte sich auf die Schulter seiner Tochter.

»Ist jetzt alles vorbei?« fragte das Girl.

»Ja, Maureen, Sie brauchen keine Angst mehr zu haben. Die Ghouls existieren nicht mehr.«

Da faltete das Mädchen die Hände…

Wir ließen Maureen und ihren Vater in Ruhe. Statt dessen schauten wir uns den Waggon an.

Kein Ghoul war mehr zu sehen. Das Feuer hatte wirklich ganze Arbeit geleistet.

Kommissar Mallmann nickte und meinte: »Somit kann mein Urlaub also anfangen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das denkst du auch nur.«

»Wieso?«

»Wer hilft mir bei Jack the Ripper?«

Da schien das Gesicht des Kommissars einzufrieren, und er fragte mit leiser Stimme: »Wann geht die nächste Maschine nach Frankfurt?«

»Für dich erst in einigen Tagen, mein lieber Will. So lange wirst du es bei uns aushalten müssen. Ob du willst oder nicht.«

»Was man für seine Freunde nicht alles tut…«

ENDE